LA 4831
1

1

Die Geheimnisse von Paris.

Von

Eugène Sue.

Uebersetzt

von

A. Diezmann.

Erster Band.

Mit Illustrationen von Theodor Hosemann.

Berlin, 1844.

Verlag von Meyer & Hofmann.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

I.

Die Penne.

Eine Penne bedeutet in der Sprache der Gauner und Mörder ein Wirthshaus der gemeinsten Art.

Der Wirth eines solchen Hauses ist meist ein ehemaliger Sträfling, der seine Strafe bestanden hat, oder es ist im Besitz eines Weibes, das im Zuchthause war, und die Gäste sind der Auswurf der Gesellschaft, freigelassene Galeerensträflinge, Gauner, Diebe und Mörder.

Ist ein Verbrechen begangen worden, so wirft in Paris die Polizei ihr Netz, wenn man so sagen kann, in diesem Kothe aus und sie fängt fast immer die Schuldigen.

Dieser Anfang deutet dem Leser an, daß er schauerlichen Auftritten beizuwohnen haben wird; folgt er uns, so wird er in schreckliche, grauenvolle, unbekannte Gegenden gelangen; es wimmelt in diesen schmuzigen Kloaken von häßlichen, entsetzlichen Menschen, wie es in Sümpfen von Reptilen wimmelt.

Man hat die bewunderuswürdigen Stellen gelesen, in denen Cooper, der amerikanische Walter Scott, die rohen Sitten der Wilden, ihre malerische, poetische Sprache und die tausendfache List schildert, mittelst welcher sie ihren Feinden entfliehen oder dieselben verfolgen.

Man hat für die Ansiedler und für die Bewohner der Städte gezittert, wenn man bedachte, daß so nahe bei ihnen jene wilden Stämme hauseten und umherzögen, die durch ihre blutdürstigen Gewohnheiten von unserer Civilisation so fern gehalten werden.

Wir wollen versuchen, an den Augen des Lesers einige Episoden aus dem Leben anderer Wilden vorüberzuführen, die eben so fern von der Civilisation stehen wie die wilden Völkerschaften, welche Cooper so vortrefflich geschildert hat.

Der Unterschied ist nur der, daß die Wilden, von denen wir sprechen, mitten unter uns leben; wir können sie berühren, wenn wir uns in die Kneipen wagen, in denen sie leben und zusammenkommen, um über Diebstähle und Todtschläge zu berathen und den Raub zu theilen.

Diese Männer haben eigenthümliche Sitten, besondere Frauen und eine eigene, geheimnißvolle Sprache, die reich ist an schauerlichen Bildern und blutigen Metaphern.

Wie die Wilden geben diese Menschen einander meist Beinamen, die ihrer Energie, ihrer Grausamkeit, gewissen körperlichen Vorzügen oder Gebrechen entlehnt sind.

An manche Scenen dieser Erzählung gehen wir mit einem zweifachen Mißtrauen.

Wir fürchten, man möge uns beschuldigen, daß wir widerwärtige Episoden aufsuchten, oder, wenn man uns dies gestattete,

man zweifle, ob wir die Kraft besitzen, diese excentrischen Sitten treu und kräftig wiederzugeben.

Wir erschraken bei dem Schreiben dieser Stellen, das Herz klopfte uns ängstlich, und wir fragten uns, ob wir innehalten oder auf dem Wege fortgehen sollten, den wir betreten hatten? ob solche Schilderungen dem Leser vorgehalten werden dürften?

Wir konnten uns kaum von dem Zweifel frei machen, und wenn es die Erzählung nicht durchaus erforderte, würden wir es bedauern, den Anfang an einen so grauenvollen Ort gelegt zu haben. Wir rechnen indeß etwas auf die ängstliche Neugierde, welche durch schreckliche Schauspiele erregt wird, und glauben auch an die Macht der Contraste.

Unter diesem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, ist es vielleicht gut, gewisse Charaktere, gewisse Lebensweisen, gewisse Gestalten vorzuführen, deren dunkle, kräftige, vielleicht selbst rohe Färbung Scenen einer ganz anderen Art mehr hervorhebt.

Für den Leser wird dieser Ausflug unter die Menschen, welche die Gefängnisse und die Galeeren bevölkern, deren Blut die Schaffote röthet, wenigstens neu sein, und wir fügen nur noch hinzu, daß, wenn er den Fuß auf die unterste Sprosse der socialen Leiter stellt, die Atmosphäre sich mehr und mehr reinigt, je weiter die Erzählung vorschreitet.

Am 13. December 1838 an einem kalten regnerischen Abende schritt ein Mann von riesenhaftem Wuchse in einer schlechten Blouse über den Pont-au-Change und in die Cité hinein, in das Gewirr von finstren, engen, krummen Gäßchen, das sich von dem Justizpallaste bis zur Notre-Dame erstreckt. Der Stadttheil um

den Justizpallast her ist, obgleich sehr klein und streng beobachtet, die Zuflucht und der Sammelplatz der Uebelthäter von Paris. Ist es nicht seltsam oder vielmehr ein Werk des Fatums, daß eine unwiderstehliche Kraft die Verbrecher fortwährend nach dem schrecklichen Gerichte hinzieht; das sie zum Gefängnisse, zu den Galeeren, zu dem Blutgerüste verurtheilt?

In jener Nacht pfiff und brausete der Wind heftig in den Gäßchen jenes schauerlichen Stadttheiles; das bleiche, schwankende Licht der vom Winde geschaukelten Laternen spiegelte sich im schwärzlichen Rinnenwasser, das in der Mitte des kothigen Pflasters hinlief.

Die kothfarbigen Häuser hatten nur wenige Fenster mit wurmstichigen Rahmen und fast ohne Glasscheiben. Dunkle, übelriechende Gänge führten zu noch finsterern, noch übelriechendern Treppen, die so steil waren, daß man kaum mittelst eines Strickes, der an den feuchten Wänden lose befestigt war, hinaufsteigen konnte.

In dem Erdgeschosse einiger dieser Häuser bemerkte man Waaren, die Köhler, Kaldaunenhöker oder Verkäufer von schlechtem Fleische zum Kaufe ausgestellt hatten.

Trotz dem geringen Werthe dieser Waaren war der Vordertheil des Ausbaues fast aller dieser elenden Buden mit Eisen vergittert, so sehr fürchteten die Verkäufer die kühnen Diebe dieses Stadttheiles.

Als der Mann, von dem wir sprechen, in die Bohnenstraße trat, die in der Mitte der Cité liegt, ging er langsamer; er fühlte, daß er auf seinem Grund und Boden war.

Die Nacht war finster, der Regen stürzte in Strömen herab, und heftige Windstöße schlugen ihn klatschend an die Mauern.

Die Uhr des Justizpalastes schlug eben die zehnte Stunde.

Frauen unter gewölbten, niedrigen, höhlenartigen Thüren sangen halblaut einige Stücke aus Volksliedern.

Eines dieser Frauenzimmer war dem Manne, den wir erwähnt haben, offenbar bekannt, denn er blieb gerade vor ihr stehen und faßte sie am Arme.

Die Unglückliche wich zurück und sagte mit ängstlicher Stimme: „Guten Abend, Chourineur"*).

Der Mann, ein ehemaliger Sträfling, hatte diesen Namen in dem Bagno erhalten.

„Du bist es, Nachtigall"**)? entgegnete der Mann in der Blouse. „Du bezahlst Gefinkel***) für mich, oder ich spiel' Dir mit der Faust da zum Tanze auf."

„Ich habe kein Geld," antwortete zitternd das Mädchen, denn man fürchtete sich allgemein vor diesem Manne.

„Ist Dein Fuchsnetz †) leer, so borgt Dir die Wirthin der Penne auf Dein ehrliches Gesicht."

„Ach Du mein Gott, ich bin ihr noch die Miethe für das Kleid schuldig, das ich anhabe."

„Du raisonnirst?" rief der Chourineur und versetzte der Unglücklichen im Dunkel und auf Geradewohl einen so gewaltigen Faustschlag, daß sie einen gellenden Schmerzschrei ausstieß.

„'s ist ja nichts, mein Töchterchen; 's war nur ein Wink —"

---

*) Guten Abend, Messer-Mann, Messerbraucher. Man wird diese schreckliche Gaunersprache nicht lange hören; wir geben nur einige Proben davon.

**) Sängerin.

***) Branntwein.

†) Geldbeutel.

Kaum hatte der Mann diese Worte über die Lippen, als er mit einem entsetzlichen Fluche ausrief:

„Du hast mich mit der Scheere gestochen!“ Und wüthend verfolgte er die Nachtigall in den dunklen Hausgang hinein.

„Komm' mir nicht nahe, oder ich steche Dir die Scheine *) aus,“ sprach sie in entschlossenem Tone. „Ich hatte Dir nichts gethan, warum schlugst Du mich?“

„Das will ich Dir sagen,“ antwortete der Bandit, indem er immer weiter in das Dunkel hineinging. — „Jetzt hab' ich Dich! Du sollst mir tanzen!“ setzte er hinzu, indem er mit seinen großen starken Fäusten eine kleine zarte Hand ergriff.

„Das Tanzen wird an Dich kommen,“ sprach eine männliche Stimme.

„Ein Mann! Bist Du's, Rotharm? So antworte doch und greif' nicht so derb zu. — Ich komme in Dein Haus herein — Du mußt es sein.“

— „Es ist nicht Rotharm,“ sprach die Stimme.

„Auch gut. Da 's kein Freund ist, so wird's Röthling **) geben,“ entgegnete der Chourineur. „Aber wem gehört denn das Pfötchen da, das ich halte?“

„Es gehört zu dem andern da.“

Unter der weichen zarten Haut der Hand, die den Gegner mit einem Male an der Kehle packte, spannten sich Sehnen und Muskeln wie von Stahl.

Die Nachtigall, welche bis an das Ende des Hauseinganges geflüchtet, war schnell mehrere Stufen der Treppe hinaufgeklet-

*) Augen.
**) Blut.

tert; dann blieb sie stehen und sprach zu ihrem unbekannten Beschützer:

„Ich danke Ihnen, daß Sie meine Partie genommen haben. Der Chourineur hat mich geschlagen, weil ich keinen Branntwein für ihn bezahlen wollte. Ich habe mich gerächt, konnte ihm aber mit meiner kleinen Scheere nicht viel anhaben. Jetzt bin ich in Sicherheit; lassen Sie ihn los und nehmen Sie sich in Acht. Es ist der Chourineur."

Dieser Mann flößte großen Schrecken ein.

„Sie hören ja nicht auf mich. Ich sage Ihnen, 's ist der Chourineur," wiederholte das Mädchen.

„Und ich bin ein Sündenfeger, der nicht bausert *)," sprach der Unbekannte.

Dann war Alles still.

Man hörte einige Secunden das Geräusch eines heftigen Ringens.

„Soll ich Dich kaporen?" **) rief der Bandit, während einer gewaltsamen Anstrengung, sich von seinem Gegner frei zu machen, der eine ungewöhnliche Kraft besaß. „Du sollst für die Nachtigall und für Dich selbst bezahlen," setzte er zähneknirschend hinzu.

„Bezahlen? ja mit Handgeld," antwortete der Unbekannte.

„Wenn Du mein Halstuch nicht losläßest, beiß' ich Dir die Nase ab," murmelte der Andere mit erstickter Stimme.

„Meine Nase ist nicht eben groß, und Du kannst hier nicht gut sehen."

---

*) Ich bin ein Bandit, der sich nicht fürchtet

**) Umbringen.

„So komm' unter die Laterne."

„Komm'," sprach der Unbekannte; „wir können dort einander in die Augen sehen."

Und er zog den Banditen, den er noch immer am Kragen hielt, bis an die Thüre, dann auf die Straße hinaus, die nur matt durch die Laterne erhellt war.

Der Bandit wankte, faßte aber bald wieder festen Fuß und packte von Neuem wüthend den Unbekannten, dessen schlanker Körper die unglaubliche Kraft, die er bewiesen hatte, durchaus nicht verrieth.

Der Bandit war allerdings ein wahrer Riese und höchst gewandt im Faustkampfe, fand hier aber seinen Meister, wie man zu sagen pflegt.

Der Unbekannte stellte ihm das Bein mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und warf ihn so zweimal zu Boden. Der Bandit aber, der die Ueberlegenheit seines Gegners nicht anerkennen wollte, begann Wuth schnaubend den Kampf immer wieder.

Da änderte der Vertheidiger der Nachtigall plötzlich seine Methode und ließ auf den Kopf des Gegners einen Hagel von Faustschlägen regnen. Diese Püffe, des Neides und der Bewunderung Jack Turner's, eines der berühmtesten Boxer in London, würdig, paßten so gar nicht zu den Regeln des gemeinen Faustkampfes, daß der Chourineur doppelt dadurch betäubt wurde. Zum dritten Male sank er wie ein Stier zu Boden und murmelte diesmal zwischen den Zähnen:

„Meine Wäsche ist gewaschen." *)

„Wenn er abläßt, so schonen Sie ihn," rief die Nachtigall

---

*) Ich gebe mich für überwunden, ich habe genug.

die sich während des Kampfes auf die Schwelle der Thüre von Roth-Arms Hause gewagt hatte. Dann setzte sie mit Erstaunen hinzu: „Aber wer sind Sie denn? Niemand außer dem „Schulmeister" kann den Chourineur bändigen. Ich danke Ihnen, Herr; wären Sie mir nicht zu Hilfe gekommen, er hätte mich erschlagen."

Der Unbekannte hörte, statt dem Mädchen zu antworten, aufmerksam auf die Stimme derselben.

Sein Ohr hatte niemals einen lieblicheren, frischeren, silberreineren Klang vernommen; er suchte die Gesichtszüge der Nachtigall zu erkennen, aber es gelang ihm nicht; die Nacht war zu dunkel und das Licht der Laterne zu schwach.

Der Bandit bewegte, nachdem er einige Minuten regungslos dagelegen hatte, die Beine und Arme, und endlich setzte er sich auf.

„Nehmen Sie sich in Acht!" sprach die Schallerin, indem sie sich von Neuem in den Hausflur flüchtete und ihren Beschützer am Arme nachzog. „Nehmen Sie sich in Acht. Er will sich vielleicht rächen."

„Sei ruhig, mein Kind; wenn er noch nicht genug hat, steht ihm noch mehr zu Diensten."

Der Räuber hörte diese Worte.

„Für heute habe ich genug," sagte er zu dem Unbekannten; „ich danke für mehr; ein anderes Mal — ich will es nicht verreden — wenn wir einander wieder treffen —"

„Bist Du nicht zufrieden? Beklagst Du Dich?" fragte der Unbekannte in drohendem Tone; „bin ich nicht ehrlich zu Werke gegangen?"

„Nein, nein, ich beklage mich nicht, Du bist ein braver Kerl,"

antwortete der Bandit in mürrischem Tone, aber mit jener ehrerbietigen Achtung, welche Körperkraft Leuten dieser Art immer einflößt. „Du hast mich windelweich geklopft, und außer dem Schulmeister, der drei Herkulesse zum Frühstück verzehrt, hat sich bis diese Stunde Niemand rühmen können, mir den Fuß auf den Kopf gesetzt zu haben.“

„Nun, und dann?“

„Ich habe meinen Meister gefunden, weiter nichts. Du wirst den Deinigen auch einmal finden, früher oder später. Alles in der Welt findet seinen Meister und wär's Gott, wie die Schwarzfärber *) sagen. Seit Du den Chourineur besiegt hast, kann es dir in der Cité nicht fehlen. Alle Mädchen werden Deine Sklavinnen sein; Wirthe und Wirthinnen werden es nicht wagen, Dir einen Pump abzuschlagen. Aber wer bist Du? Du sprichst jenisch **), als wärst Du dabei aufgewachsen.

Wenn Du ein Schupper ***) bist, so bin ich nicht Dein Mann, Ich habe das Schuri †) gebraucht, weil, wenn mir das Blut in die Augen steigt, ich Alles roth sehe und zustoßen muß. Aber ich habe auch dafür bezahlt, bin funfzehn Jahre in der Klemme ††) gewesen. Meine Zeit ist um, ich bin den Neugierigen †††) nichts mehr schuldig. Niemals habe ich geschuppt ††††); frage die Nachtigall.“

---

*) Die Geistlichen.

**) Die Gaunersprache.

***) Dieb.

†) Messer.

††) Im Gefängniß.

†††) Den Richtern.

††††) Gestohlen

„Das ist wahr; er ist kein Dieb," antwortete das Mädchen.

„So komm', trink' ein Glas Gefinkel mit mir und Du sollst mich kennen lernen," sprach der Unbekannte. „Komm'; ohne Groll."

„Das ist brav von Dir. Du bist mein Meister, ich erkenne es an; Du weist famos mit den Fäusten zu spielen; es war ein fabelhafter Hagel von Püffen. Donnerwetter! wie das auf meinen Schädel klopfte! So etwas hab' ich mein Lebtage nicht gesehen: es ging wie der Hammer in der Schmiede. Es ist ein neues Spiel; Du mußt mir Unterricht darin geben."

„Ich fange sogleich an, wenn Dir's beliebt."

„Nur an mir nicht. Es funkelt und blitzt mir noch vor den Augen. — Kennst Du den Roth-Arm, da Du in seinem Hause warest?"

„Roth-Arm?" wiederholte der Unbekannte, überrascht durch diese Frage; „ich weiß nicht, was Du damit sagen willst. Wohnt nur Roth-Arm in dem Hause?"

„Nur er; er hat seine Gründe, warum er nicht gern Nachbarn um sich sieht," antwortete der Bandit mit einem seltsamen Lächeln.

„Desto besser für ihn," entgegnete der Unbekannte, der das Gespräch nicht fortsetzen zu wollen schien. „Ich kenne Roth-Arm eben so wenig wie Schwarz-Arm; es regnete, und ich trat einen Augenblick in dem Hause unter; da wolltest Du das arme Mädchen da schlagen, und ich habe Dich geklopft; das ist die ganze Geschichte."

„Ganz recht; übrigens gehen mich Deine Angelegenheiten nichts an; wer den Roth-Arm braucht, tritt nicht auf den Markt und erzählt es. Reden wir nicht mehr davon." Dann wandte

er sich an die Nachtigall und sagte: „Ein Wort ein Mann, Du bist ein gutes Mädchen; ich gab Dir einen Puff, und Du versetztest mir einen Stich mit der Scheere; ganz in der Ordnung; aber hübsch war's von Dir, daß Du den Hitzkopf da nicht mehr an mich hetztest, — als ich nicht mehr mochte. Du trinkst mit uns; der Herr da bezahlt. Apropos," sagte er zu dem Unbekannten, „wenn wir statt Gefinkel zu schwächen *) uns was zu kauen geben ließen bei der Wirthin zum weißen Kaninchen?"

„Topp! ich bezahle das Abendessen. Willst Du von der Partie sein, Nachtigall?" fragte der Unbekannte.

„Ich war recht hungrig," antwortete sie, „aber wenn ich eine Prügelei sehe, vergeht mir aller Appetit."

„Papperlapapp! biete dem Mäulchen nur etwas an, und der Appetit wird sich finden. Im weißen Kaninchen giebt es eine famose Küche!"

Die drei Personen, die jetzt vollkommen einig waren, gingen dem Wirthshause zu.

Während des Kampfes zwischen dem Banditen und dem Unbekannten hatte ein riesenhafter Kohlenträger, in einem andren Hauseingange versteckt, ängstlich den Gang des Kampfes beobachtet, ohne indeß, wie wir gesehen haben, Einem oder dem Andern der beiden Gegner irgendwie Beistand zu leisten.

Als die Drei nach dem Wirthshause gingen, folgte ihnen der Kohlenträger.

Der Bandit und das Mädchen traten zuerst ein; der Unbekannte folgte, als der Kohlenträger schnell zu demselben trat und

---

*) Branntwein zu trinken.

halblaut in englischer Sprache und im Tone ehrerbietigen Abrathens sagte:

„Gnädiger Herr, sehen Sie sich vor —“

Der Unbekannte zuckte die Achseln und ging in das Wirthshaus hinein.

Der Kohlenträger entfernte sich nicht von der Thür des Wirthshauses, sondern lauschte und blickte von Zeit zu Zeit durch eine kleine freie Stelle in der dicken Schicht von Kreide, mit der die Fensterscheiben dieser Kneipen innen gewöhnlich überstrichen sind.

II.

Die Wirthin.

Das Wirthshaus zum weißen Kaninchen steht in der Mitte der Bohnenstraße und nimmt das Erdgeschoß eines hohen Hauses ein, dessen Façade aus zwei sogenannten Guillotine-Fenstern besteht.

Ueber der Thüre einer dunkeln, gewölbten Flur schaukelt eine längliche Laterne hin und her, auf deren gesprungenem Glase man in rothen Buchstaben die Worte liefet: „Hier ist Nachtquartier zu haben."

Der Bandit, der Unbekannte und das Mädchen traten hinein in die Gaststube.

Es ist dies ein großer niedriger Saal mit verräucherter Decke und schwarzen Tragbalken, erhellt durch das röthliche Licht eines schlechten Wandleuchters. Die mit Kalk geweißten Wände sind hier und da mit plumpen Malereien oder mit Sprüchen in der Gaunersprache bedeckt.

Der geschlagene, von Salpeter durchdrungene Fußboden ist feucht und deshalb schmutzig; vor dem Schenktische der Wirthin rechts von der Thüre und unter dem Wandleuchter liegt statt des Teppichs ein Arm voll Stroh.

An jeder Seite der großen Stube stehen sechs Tische, die an der einen Seite der Wand festgemacht sind, wie die dazu gehörigen Bänke. Im Hintergrunde führt eine Thüre in die Küche;

rechts neben dem Schenktische geht eine kleine Thüre auf den Flur hinaus, aus welcher man in die Löcher gelangt, wo man für drei Sous die Nacht schläft.

Nun einige Worte über die Wirthin und die Gäste derselben.

Die Wirthin heißt „Mutter Ponisse" und betreibt ein dreifaches Geschäft, giebt nämlich Nachtquartier, hält eine Wirthschaft und verleiht Kleidungsstücke an die elenden Geschöpfe, die sich zahlreich in diesen unreinen Gassen umhertreiben.

Die Wirthin ist etwa vierzig Jahre alt, groß, stark, beleibt, stark geröthet und hat einen Anflug von Bart. Ihre heisere männliche Stimme, ihre dicken Arme, ihre großen Hände verrathen eine ungewöhnliche Kraft. Ueber ihre Haube hat sie ein altes roth und gelbes Tuch geknüpft; über ihre Brust ist ein Shawl von Kaninchenhaar geschlungen und auf dem Rücken zusammen gebunden; unter ihrem grünwollenen Kleide sieht man schwarze Holzschuhe, die an ihrer Kohlenpfanne oft in Brand gerathen sind. Durch zu häufigen Genuß starker Getränke hat ihr Gesicht eine kupfrige Farbe erhalten.

Auf dem Schenktische stehen Krüge mit eisernen Reifen und verschiedene Zinnmaaße; auf einem Brette an der Wand bemerkt man mehrere Gläser, die so geformt sind, daß sie eine Figur des Kaisers darstellen.

Diese Gläser enthalten verfälschte rothe und grüne Getränke, die unter den Namen parfait amour und consolation bekannt sind.

Eine große schwarze Katze mit gelben Augen endlich, die neben der Wirthin kauert, scheint der Hausteufel dieses Ortes zu sein.

In Folge eines Contrastes, der unmöglich erscheinen würde, wenn man nicht wüßte, daß das menschliche Gemüth ein uner-

gründlicher Abgrund ist, befindet sich ein geweihter Osterbuchsbaumzweig, den die Wirthin in der Kirche gekauft hat, hinter dem Gehäuse einer alten Wanduhr.

Zwei Männer von verdächtigem Aussehen, mit starkem Barte, fast mit Lumpen bekleidet, rührten den Weinkrug kaum an, den man ihnen vorgesetzt hatte, und sprachen besorgt und leise mit einander. Der eine war sehr blaß, fast bleifarbig, und zog häufig eine schlechte griechische Mütze, die er auf dem Kopfe trug, bis über die Augenbrauen. Die linke Hand hielt er fast immer verborgen, und suchte sie auch dann soviel wie möglich versteckt zu halten, wenn er sich ihrer bedienen mußte.

Etwas weiter hin saß ein junger Mann von kaum sechszehn Jahren mit bartlosem, bleichen, eingefallenen Gesichte und erloschenem Blicke; langes schwarzes Haar hing ihm um den Hals herum. Der Jüngling, ein Musterbild frühzeitigen Lasters, rauchte aus einer kurzen Thonpfeife. Den Rücken an die Wand gelehnt, die beiden Hände in den Taschen seiner Blouse, die Beine auf die Bank gestreckt, nahm er die Pfeife nur aus dem Munde, um aus einem kleinen Kruge mit Branntwein zu trinken, der vor ihm stand.

Die andern Stammgäste, Männer und Frauen, hatten nichts Besonderes an sich; ihre Gesichter waren roh und thierisch, ihre Lustigkeit lärmend oder zotig, ihr Schweigen düster oder dumm.

Das waren die Gäste in der Penne, als der Unbekannte, der Bandit und das Mädchen eintraten.

Diese drei Personen spielen eine zu wichtige Rolle in dieser Erzählung, und ihr ganzes Aussehen ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht etwas mehr ins Licht stellen sollten.

Der Chourineur, ein hochgewachsener Mann von riesen-

haftem Bau, hat blaßblondes, fast weißes Haar, dicke Augenbrauen und einen ungeheuren feuerrothen Backenbart.

Die Sonnenglut, die Armuth, die harte Arbeit in dem Bagno haben ihm die dunkel olivenbraune, den Galeerensträflingen fast eigenthümliche Bronzefarbe gegeben.

Trotz seines schrecklichen Spitznamens drücken die Züge dieses Mannes mehr eine gewisse brutale Kühnheit, als wilde Rohheit aus, obgleich der merkwürdig entwickelte hintere Theil seines Schädels das Vorherrschen der Mordsucht anzeigt.

Der Chourineur trägt eine schlechte blaue Blouse und Beinkleider von grobem Manchester, der ursprünglich grün gewesen, dessen Farbe aber unter dem Schmuze nicht mehr zu erkennen ist.

In seltsamer Anomalie bilden die Züge der Nachtigall eines jener engelgleichen offenen Gesichter, die ihre Idealität selbst mitten in der Verworfenheit behalten, als ob das Geschöpf nicht im Stande wäre, durch seine Laster den edlen Stempel zu verwischen, den Gott auf die Stirn einiger bevorzugten Wesen gedrückt hat.

Die Nachtigall stand im siebzehnten Jahre.

Die reinste, weißeste Stirn wölbte sich über ihrem vollkommen ovalen Gesichte, und Wimpern, die so lang waren, daß sie sich unten etwas umbogen, verhüllten halb ihre großen blauen Augen. Der erste Jugendglanz gab ihren runden, rothen, sammtweichen Wangen ein frisches Aussehen. Ihr kleiner Purpurmund, ihre feine grade Nase und ihr Grübchenkinn hatten die lieblichste Form. Eine Flechte von herrlichem blonden Haar ging an jeder Seite ihrer Schläfe in einem halben Bogen bis in die Mitte der Wange, dann hinter dem Ohr wieder hinauf, dessen rosa angehauchtes elfenbeinweißes Läppchen man sah, und verschwand sodann unter

den dichten Falten eines großen carrirten baumwollenen Tuches, das um den Kopf gebunden war.

Eine Korallenschnur umgab ihren Hals von blendender Schönheit und Weiße. Ihr viel zu weites braunes Kleid ließ eine zierliche schlanke Taille ahnen. Ein schlechter kleiner orange Shawl mit grünen Fransen ging auf ihrem Busen über einander.

Der Zauber ihrer Stimme hatte auf ihren unbekannten Beschützer bereits Eindruck gemacht, und diese liebliche, harmonische Stimme besaß allerdings einen unwiderstehlichen Zauber, daß der Schwarm von Verbrechern und tiefgesunkenen Frauen, unter denen das junge Mädchen lebte, sie oft bat, etwas zu singen, dann mit Entzücken ihr zuhörte und ihr den Namen die Nachtigall gegeben hatte.

Sie hatte auch noch einen andern Beinamen erhalten, den sie ohne Zweifel der jungfäulichen Offenheit ihrer Züge verdankte.

Man nannte sie auch Marienblume, was in der Gaunersprache die Jungfrau bedeutet.

Werden wir dem Leser begreiflich machen können, welch seltsamen Eindruck es auf uns machte, als wir in der infamen Sprache, in welcher die Worte, welche Diebstahl, Blut, Mord bedeuten, noch häßlicher und widerlicher sind, als die häßlichen und widerlichen Dinge, die sie bezeichnen, als wir in dieser Sprache auf jene so mildpoetische, so rührend fromme Metapher stießen: Marienblume?

Ist es nicht, als ob eine schöne Lilie den duftigen Schnee ihres unbefleckten Kelches inmitten eines blutgedüngten Schlachtfeldes erhübe?

Seltsamer Contrast! Merkwürdiger Zufall! Die Erfinder dieser schrecklichen Sprache hatten sich also bis zu einer heiligen

Poesie erhoben und liehen dem keuschen Gedanken, den sie ausdrücken wollten, einen Reiz mehr!

Leiten diese Gedanken, wenn man sich namentlich auch an andere Contraste erinnert, welche oft die gräßliche Monotonie des verbrecherischesten Lebens unterbrechen, nicht zu dem Glauben, daß gewisse, gleichsam angeborene Grundsätze der Moral und der Frömmigkeit auch selbst in die dunkelsten Gemüther bisweilen noch ein helles Streiflicht werfen? Verbrecher aus einem Stücke, wenn wir so sagen dürfen, sind sehr seltene Erscheinungen.

Der Vertheidiger der Nachtigall, den wir Rudolph nennen wollen, zählte höchstens dreißig Jahre; sein schlanker, vollkommen proportionirter Körper von mittler Größe schien die überraschende Kraft nicht zu verrathen, welche der Mann in seinem Kampfe mit dem riesigen Banditen bewiesen hatte.

Es würde sehr schwer gewesen sein, dem Gesichte Rudolphs einen bestimmten Charakter zuzusprechen, denn dasselbe vereinigte die seltsamsten Contraste.

Die Züge waren regelmäßig schön, für einen Mann vielleicht zu schön.

Sein zartweißer Teint, seine großen orangebraunen, fast immer geschlossenen und von einem leichten blauen Ringe eingeschlossenen Augen, seine nachlässige Haltung, sein zerstreuter Blick, sein ironisches Lächeln schienen einen blasirten Menschen zu verrathen, dessen Constitution durch die aristokratischen Völlereien eines reichen Lebens wenn nicht zerrüttet, doch geschwächt ist.

Und dennoch hatte Rudolph mit seiner zierlichen weißen Hand einen der kräftigsten, der gefürchtetsten Banditen in diesem Banditenviertel zu Boden geworfen.

Wir sagen „aristokratische" Völlereien, weil der Rausch

von edlem Weine ein ganz andrer ist, als der Rausch von einem abscheulichen, verfälschten Getränke: weil mit Einem Worte in den Augen des Beobachters Unmäßigkeiten sich den Symptomen nach, wie nach ihrer Art und Beschaffenheit unterscheiden.

Gewisse Falten auf der Stirn Rudolphs verriethen den tiefen Denker, den wesentlich beschaulichen, grübelnden Mann, und doch zeigten die Festigkeit der Umrisse seines Mundes, die bisweilen kecke und gebieterische Haltung des Kopfes den handelnden Mann an, dessen Körperkraft und Kühnheit stets auf die Menge einen unwiderstehlichen zauberischen Einfluß üben.

Oft sprach sich in seinem Blicke eine trübe Melancholie aus; das herzlichste Mitleiden, die rührendste Wehmuth lagen in seinem Gesichte. Ein anderes Mal dagegen wurde der Blick Rudolphs hart, boshaft; seine Züge drückten dann soviel Verachtung und Grausamkeit aus, daß man ihn keiner gefühlvollen Regung fähig halten konnte.

Der Fortgang der Erzählung wird zeigen, welche Thatsachen oder Ideen einander so entgegengesetzte Leidenschaften erregten.

In seinem Kampfe mit dem Banditen hatte Rudolph weder Zorn noch Haß gegen den seiner nicht würdigen Gegner gezeigt. Im Vertrauen auf seine Kraft, auf seine Gewandtheit und Gelenkigkeit empfand er nur Verachtung gegen den verthierten Menschen, den er zu Boden geschlagen hatte.

Um das Portrait Rudolphs zu vollenden, setzen wir noch hinzu, daß sein Haar kastanienbraun, von derselben Farbe wie die schöngebogenen Augenbrauen und der weiche, zierliche Schnurrbart, war. Das etwas vorstehende Kinn war sorgfältig rasirt.

Uebrigens erhielt Rudolph durch sein Benehmen und die Gaunersprache, die er mit unglaublicher Geläufigkeit redete, eine

vollständige Aehnlichkeit mit den Gästen der Wirthin. Sein schlanker, tadellos geformter Hals war von einem nachlässig geknüpften schwarzen Tuche umschlungen, dessen Enden auf den Kragen seiner blauen Blouse fielen, die durch das Alter eine weißliche Farbe angenommen hatte. Seine plumpen Schuhe waren mit einer Doppelreihe von Nägeln beschlagen, — kurz außer seinen schönen Händen unterschied ihn materiell nichts von den Gästen des Wirthshauses, wenn auch sein entschlossenes, so zu sagen heiter kühnes Aussehen einen großen Abstand zwischen ihm und jenen verrieth.

Beim Eintreten in die Kneipe legte der Bandit eine seiner großen Hände auf die Achsel Rudolphs und sagte:

„Es lebe der Meister des Chourineur! Ja, Freunde, der da hat mich niedergebracht — was sich diejenigen hinter die Ohren schreiben mögen, denen es einfallen könnte, sich mit ihm zu messen. Selbst der Schulmeister wird in ihm seinen Meister finden: dafür stehe ich und wette darauf.“

Bei diesen Worten sahen Alle, von der Wirthin bis zu dem geringsten der Stammgäste, den Besieger des gefürchteten Chourineur mit ängstlicher Achtung an.

Einige zogen ihre Gläser und Krüge an den Rand des Tisches zurück, an welchem sie saßen, um Rudolph Platz zu machen, wenn es ihm belieben sollte, sich neben sie zu setzen; Andere traten zu dem Banditen, um ihn leise über den Unbekannten zu fragen, der auf so siegreiche Weise „in der Welt“ debütirt hatte.

Die Wirthin endlich hatte Rudolph mit ihrem freundlichsten Lächeln bewillkommt. Sie war — etwas Unerhörtes in der Geschichte des „Kaninchens“ — aufgestanden, um die Befehle Rudolphs zu vernehmen und zu fragen, was sie der Gesellschaft desselben reichen solle, eine Aufmerksamkeit, welche die Wirthin selbst

nie gegen den Schulmeister, den schrecklichen Bösewicht geübt hatte, vor dem sogar der Chourineur zitterte.

Einer der beiden Männer mit verdächtigem Aussehen, die wir bezeichnet haben (jener, welcher sehr blaß aussah, die linke Hand versteckte und seine griechische Mütze über die Stirn zog), bog sich nach der Wirthin hin, welche den Tisch Rudolphs sorgfältig abwischte, und fragte sie mit heiserer Stimme:

„Ist der Schulmeister heute nicht dagewesen?“

„Nein,“ antwortete Mutter Ponisse.

„Und gestern?“

„Gestern war er da.“

„Mit seiner neuen Krönerin?“ *)

„Na — hältst du mich für einen Iltis **)? Glaubst Du, ich zeige meine Kunden an?“ entgegnete die Wirthin mit abstoßender Stimme.

„Ich habe heute Abend eine Zusammenkunft mit dem Schulmeister,“ fuhr der Räuber fort; „wir haben Geschäfte mit einander.“

„Das werden schöne Geschäfte sein, ihr Sündenfeger ***)!“

„Sündenfeger?“ wiederholte der Räuber gereizt; „lebst Du nicht von den Sündenfegern?“

„Willst Du mich wohl in Ruhe lassen!“ fiel die Wirthin drohend ein, indem sie den Krug, welchen sie in der Hand hielt, gegen den Fragenden erhob.

Der Mann zog sich murrend an seinen Platz zurück.

---

*) Frau.
**) Spion.
***) Banditen.

Marienblume hatte, als sie hinter dem Banditen eintrat, dem jungen Menschen mit dem bleichen Gesichte freundlich zugenickt.

Der Chourineur seiner Seits sagte zu demselben:

„He, Barbillon, Du schwächst also immer Gefinkel?" *)

„Immer. — Ich will lieber butterich bleiben und Kläpperlinge an den Trittlingen haben, als kein Gefinkel auf dem Laller und keinen Dowrich in der Kehle **)," antwortete der junge Mann mit hohler Stimme, ohne seine Stellung zu ändern und gewaltige Rauchwolken von sich blasend.

„Guten Abend, Mutter Ponisse," sagte die Nachtigall.

„Guten Abend, Marienblume," antwortete die Wirthin, indem sie zu dem jungen Mädchen trat, um die Kleidungsstücke zu betrachten, die dasselbe trug und von ihr geliehen hatte. Nach dieser Prüfung sagte sie mit einer gewissen mürrischen Zufriedenheit:

„'s ist eine wahre Freude, Dir Sachen zu leihen; Du bist reinlich wie ein Kätzchen, und ich würde einen so schönen Shawl Canaillen, wie der Drechslerin und dem Todtenkopf, nicht geliehen haben. Ich habe Dich aber auch erzogen, seit Du aus dem Gefängnisse bist; und man muß gerecht sein, es giebt kein besseres Mädchen als Dich in der ganzen Cité."

Die Nachtigall ließ den Kopf sinken und schien auf die Lobeserhebungen der Wirthin durchaus nicht stolz zu sein.

„Sieh' da," sprach Rudolph, „Sie haben da einen Zweig über der alten Kuckuksuhr, Mutter."

---

*) Du trinkst also immer Branntwein?

**) Ich will lieber hungern und Holzschuhe an den Füßen tragen, als keinen Branntwein auf der Zunge und keinen Taback in der Pfeife haben.

Und er zeigte mit dem Finger dahin.

„Ich soll doch nicht wie die Heiden leben?“ antwortete die schreckliche Frau naiv.

Dann wendete sie sich an Marienblume und setzte hinzu.

„Sag' an, Nachtigall, willst du uns heute nichts hören lassen?“

„Nach dem Essen, Mutter Ponisse,“ sagte der Chourineur.

„Was soll ich Ihnen bringen?“ fragte die Wirthin Rudolph, dessen Gunst sie sich zu erwerben suchte.

„Fragen Sie den Chourineur, Mutter; er ißt, ich bezahle.“

„Nun?“ fragte die Wirthin, indem sie sich an den Banditen wendete, „was willst Du denn, Alter?“

„Zwei Zinken Blenkert, einen Harlekin und drei Schnitte Lehm *),“ antwortete der Bandit, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte.

„Ich sehe, Du bist immer noch ein Gutschmecker und hast eine Passion für die Harlekins.“

„Hast du auch Hunger, Nachtigall?“ fragte der Chorineur.

„Nein.“

„Willst du etwas Anderes, als einen Harlekin, mein Kind?“ fragte Rudolph.

„Nein; der Hunger ist mir vergangen.“

„So sieh doch aber meinen Meister an, Mädchen,“ fiel der Bandit laut lachend und nach Rudolph schielend ein. „Wagst Du nicht, ihm in's Gesicht zu sehen?“

---

*) Zwei Schoppen Wein, einen Harlekin und drei Schnitte Brod. Der Harlekin ist ein Gemisch von Fleisch, Fisch und allen Arten Ueberresten von dem Tische der Dienerschaft in großen Häusern.

Das Mädchen erröthete und schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Nach einigen Augenblicken kam die Wirthin wieder und setzte auf den Tisch Rudolphs einen Krug Wein, ein Brod und einen Harlekin, den wir den Lesern nicht zu schildern versuchen wollen, den aber der Bandit vollkommen nach seinem Geschmacke zu finden schien, denn er sagte:

„Herr Gott, welch' Gericht! — wie ein Omnibus! Für jeden Geschmack ist 'was drin, für die, welche das Fette, und für die, welche das Magere vorziehen, für die, welche den Zucker, und für die, welche den Pfeffer lieben. Geflügelbeine und Fischschwänze, Cotelettenknochen und Pastetenrinde, Käse, Gemüse, Schnepfenköpfe, Biscuit und Sallat — Iß doch mit, Nachtigall; 's ist delicat. Hast Du schon gegessen?"

„Ich habe heute früh wie gewöhnlich für einen Sou Milch und für einen Sou Brod gegessen."

Der Eintritt einer andren Person unterbrach alle diese Gespräche und war die Ursache, daß Alle die Köpfe emporrichteten.

Es war ein Mann von mittlerem Alter, gewandt und kräftig, der eine Jacke und eine Mütze trug und an das Leben in der Penne gewöhnt zu sein schien; er bediente sich der da gewöhnlichen Sprache, um ein Abendessen zu verlangen.

Obgleich der Fremde kein Stammgast war, so achtete man bald nicht mehr auf ihn; er war g e r i c h t e t.

Die Banditen haben einen sicheren Blick im Erkennen ihres Gleichen, wie die ehrlichen Leute.

Der Neuangekommene hatte sich so gesetzt, daß er die beiden Männer von verdächtigem Aussehen beobachten konnte, von denen der Eine nach dem Schulmeister gefragt hatte. Er ließ sie nicht

aus den Augen, sie aber konnten, während sie aßen, nicht bemerken, daß sie so beobachtet wurden.

Die einen Augenblick unterbrochenen Gespräche wurden bald wieder fortgesetzt. Trotz seiner Keckheit zeigte der Chourineur eine gewisse Unterwürfigkeit gegen Rudolph; er wagte nicht, ihn Du zu nennen. Die Gesetze achtete dieser Mann nicht, aber er hatte gewaltigen Respect vor der Kraft.

„Ein Wort ein Mann," sagte er zu Rudolph, „ob ich gleich habe tüchtig tanzen müssen, so freut's mich doch, Sie kennen gelernt zu haben."

„Weil Dir der Harlekin gut schmeckt?"

„Zum ersten, ja; dann aber auch, weil ich Sie mit dem Schulmeister anbinden sehen möchte. Er hat mich geprügelt, und es würde mir eine Freude sein, könnte ich ihn auch einmal durchprügeln sehen."

„Glaubst Du, ich werde, um Dir einen Spaß zu machen, wie eine Dogge den Schulmeister anfallen?"

„Nein, aber er wird mit Ihnen anbinden, sobald er hört, daß Sie stärker sind, als er," antwortete der Bandit, indem er sich die Hände rieb.

„Ich habe Münze genug, um ihm bezahlen zu können," warf Rudolph nachlässig hin; dann fuhr er fort: „Es ist ein Hundewetter —; wenn wir einen Krug Gefinkel mit Zucker bestellten? Das würde die Nachtigall vielleicht bewegen, uns etwas zu singen."

„Ich bin dabei," antwortete der Bandit.

„Und um bekannter mit einander zu werden, erzählen wir uns, wer wir sind," setzte Rudolph hinzu.

„Der Albino, genannt Chourineur, freigelassener Galeerensträfling, Holzflößer am Quai St. Paul, im Winter halb erfroren,

im Sommer gebraten, das ist mein Charakter," sagte er zu Rudolph, indem er militärisch die linke Hand an seine Mütze legte. — „Und Sie? Ich sehe Sie zum ersten Male in der Cité. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, aber Sie haben verfluchte Wirbel auf meinem Rücken und auf meinem Kopfe geschlagen. Das waren mir Wirbel! — besonders die Püffe zuletzt. Ich komme immer wieder darauf zurück. Haben Sie noch ein anderes Gewerbe, als den Chourineur zu kloppen?"

„Ich bin Fächermaler und heiße Rudolph."

„Fächermaler! Deshalb haben Sie so weiße Hände," sagte der Bandit. „Gleichviel; wenn Ihre Cameraden alle sind wie Sie, so scheint eine ziemliche Kraft zu diesem Gewerbe zu gehören. Aber wenn Sie ein Arbeiter sind, ohne Zweifel ein ehrlicher Arbeiter, warum kommen Sie in eine Penne, wo es nur Schupper, Sündenfeger und freigelassene Galeerensträflinge giebt, die sich an keinem andern Orte sehen lassen können?"

„Ich komme hierher, weil ich die gute Gesellschaft liebe."

„Hm! hm!" sagte der Bandit, der zweifelnd den Kopf schüttelte. „Ich habe Sie in dem Hause des Roth-Arm gefunden; — aber 's geht mich nichts an. Sie kennen ihn nicht, wie Sie sagen!"

„Willst Du mich noch lange mit deinem Roth-Arm langweilen, den der Teufel holen möge, wenn er ihn mag?"

„Sie trauen mir vielleicht nicht, und Sie haben da vielleicht nicht ganz Unrecht. Aber wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen meine Geschichte — unter der Bedingung, daß Sie mir zeigen, wie man solche Püffe giebt, mit denen Sie mich tractirt haben; 's liegt mir daran."

„Recht gern: Du erzählst mir Deine Geschichte, und die Nachtigall erzählt mir die ihrige."

„Gut so,“ fuhr der Bandit fort. „Es ist ein Wetter, daß man keinen Polizeidiener hinausschicken möchte, und es wird Sie unterhalten. Willst Du Nachtigall?“

„Ich habe nichts dagegen; aber es wird nicht lange dauern,“ antwortete das Mädchen.

„Sie erzählen uns ihre Geschichte auch, Kamerad Rudolph?“ fragte der Bandit.

„Ja, ich werde den Anfang machen.“

„Fächermaler! ein schönes Geschäft!“ fiel das Mädchen ein.

„Wie viel verdienen Sie da?“ fragte der Chourineur.

„An guten Tagen bringe ich es auf vier, bisweilen bis auf fünf Francs; aber nur im Sommer, weil da die Tage lang sind und ich nach dem Stücke bezahlt werde.“

„Sie machen oft Sonntag?“

„Ja, so lange ich Geld habe. Zuerst brauche ich sechs Sous für die Nacht in meiner Wohnung.“

„Sie entschuldigen, gnädiger Herr; Sie bezahlen sechs Sous für das Schlafen? sechs Sous? Sie?“ fragte der Bandit, indem er wieder an die Mütze griff.

Bei den Worten „gnädiger Herr“, die der Bandit ironisch sprach, lächelte Rudolph kaum merklich. Dann antwortete er:

„Ich habe es gern bequem und gebe was auf Reinlichkeit.“

„Er ist ein Pair von Frankreich! ein Banquier! ein reicher Mann!“ rief der Bandit; „er schläft zu sechs Sous!“

„Dazu“, fuhr Rudolph fort, „vier Sous für Tabak, macht zehn; vier Sous das Frühstück, vierzehn; funfzehn Sous das Mittagessen, ein oder zwei Sous für Branntwein, so kommt es den Tag auf ungefähr dreißig Sous. Ich brauche nicht die ganze Woche zu arbeiten; die übrige Zeit lass' ich mir's wohl sein.“

„Und Ihre Familie?“ fragte die Nachtigall.

„Die hat die Cholera geholt,“ antwortete Rudolph.

„Was waren Ihre Eltern?“ fragte das Mädchen weiter.

„Sie hatten einen Verkaufsstand unter den Säulen der Halle und handelten mit alten Lumpen.“

„Für wie viel haben Sie die Vorräthe verkauft?“ fragte der Bandit.

„Ich war zu jung; mein Vormund hat Alles verkauft, und als ich mündig wurde, gab er mir dreißig Francs. Das war mein Erbtheil.“

„Und wer ist Ihr Fabrikherr jetzt?“

„Mein Affe? *) Er heißt Borel, in der Rue des Bourdonnais, ist dumm, brutal und geizig und drückt die Arbeiter bis auf's Blut. Das ist sein Signalement. Verläuft er sich einmal, so laßt ihn laufen und bringt ihn nicht wieder in seine Fabrik zurück. Seit meinem funfzehnten Jahre bin ich bei ihm in der Lehre gewesen; bei der Conscription zog ich eine gute Nummer; ich wohne in der Rue de la Juiverie in der vierten Etage vorn heraus und heiße Rudolph Durand. Das ist meine Geschichte.“

„Nun kommt die Reihe an die Nachtigall,“ sagte der Chourineur; „meine Geschichte hebe ich bis zuletzt auf.“

---

*) Mein Herr.

III.

Geschichte der Nachtigall.

„Wir fangen beim Anfange an," sagte der Chourineur

„Ja. Deine Aeltern?" fragte Rudolph.

„Ich habe sie nicht gekannt," sagte Marienblume.

„Ah! bah!" machte der Bandit.

„Nicht gesehen und nicht gekannt; ich bin auf einem Baume gewachsen, wie man zu den Kindern sagt."

„Es ist schnurrig, Nachtigall; ... wir stammen aus Einer Familie."

„Du auch, Chourineur?"

„Eine Waise von der Straße, ganz wie Du, meine Tochter."

„Und wer hat Dich erzogen, Nachtigall?" fragte Rudolph.

„Das weiß ich nicht. Ich kann nicht weiter zurückdenken als bis zu meinem siebenten oder achten Jahre. Da war ich bei einem alten, bösen, einäugigen Weibe, welches man die Eule hieß, weil sie eine krumme Nase, ein grünes, ganz rundes Auge hatte und ganz aussah wie eine Eule, die ein Auge verloren hat."

„Ha! ha! ha! Ich sehe sie vor mir, die Eule!" unterbrach sie der Bandit lachend.

„Die Einäugige," fuhr Marienblume fort, „ließ mich des Abends auf dem Pont=Neuf Gerstenzucker verkaufen — eine gute Art zu betteln. Wenn ich nicht wenigstens zehn Sous brachte, erhielt ich Schläge, aber nichts zu essen."

„Und Du weißt es gewiß, daß diese Frau Deine Mutter nicht war?" fragte Rudolph.

„Das weiß ich gewiß; die Eule hat es mir oft genug vorgeworfen, daß ich weder Vater noch Mutter hätte Sie sagte immer, sie habe mich von der Straße aufgelesen."

„Du bekamst also Schläge, wenn Du nicht zehn Sous brachtest?" fragte der Bandit.

„Und ein Glas Wasser dazu. Dann ging ich und klapperte vor Frost die ganze Nacht auf einem Strohsacke an der Erde, in den die Einäugige ein Loch gemacht hatte, um mich hineinzustecken. Man glaubt gewöhnlich, das Stroh sei warm, aber es ist nicht wahr."

„Der Rauschert!"*) rief der Bandit; „Du hast Recht, mein Kind; da kann man erfrieren. Aber man sagt: „es ist gemeines Volk, das kann etwas vertragen!"

Marienblume lächelte und fuhr fort:

„Am nächsten Morgen gab mir die Eule zum Frühstücke dasselbe Gericht wie Abends, und dann schickte sie mich nach Montfaucon, wo ich Regenwürmer zum Angeln suchen mußte; denn am Tage hatte die Eule einen Handel mit Angelruthen unter der Notre-Dame-Brücke. Für ein Kind von sieben Jahren, das hungert und friert, ist es ein weiter Weg nach Montfaucon."

„Nun, die Motion ist Dir gut bekommen; Du bist gerade gewachsen wie ein Rohr, mein Kind; darfst Dich nicht beklagen;" sagte der Bandit, indem er sich Feuer anschlug, um seine Pfeife anzuzünden.

„Müde kam ich mit einem ganzen Korbe voll Würmer zu-

---

*) Stroh.

rück. Mittags gab mir die Eule ein gutes Stück Brod, und ich ließ kein Krümchen davon umkommen."

„Weil Du nicht zuviel gegessen hast, bist Du schlank geworden wie eine Wespe, meine Tochter; darfst Dich nicht beklagen;" sagte der Bandit, indem er einige Rauchwolken von sich blies. — „Aber was haben Sie, Kamerad oder vielmehr Meister Rudolph? Sie sehen ja aus als ob... Weil das Mädchen da Unglück gehabt hat? Unglücklich und arm sind wir alle gewesen."

„Ach, so unglücklich wie ich bist Du nicht gewesen, Chourineur," sagte Marienblume.

„Ich, Nachtigall? Ach, meine Tochter, Du warst gegen mich eine Königin. Du lagst doch, als Du klein warst, auf Stroh und aßest Brod. Ich, ich lag, wenn es gut ging, in den Gipsöfen zu Clichy als ächter Stromer*) und stillte meinen Hunger mit Krautblättern, die ich an den Straßenecken auflas; am öftersten, weil es zu weit war zu den Gipsöfen in Clichy und ich böse Füße hatte, lag und schlief ich unter den großen Steinen des Louvre, und im Winter hatte ich eine weiße Decke — wann es schneite."

„Es ist hart, aber Du bist ein Mann; ein kleines armes Mädchen aber...." sagte Marienblume. „Und doch war ich dick und fett wie eine Lerche."

„Das weißt Du noch?"

„Freilich; wenn die Eule mich schlug, fiel ich immer bei dem ersten Schlage um, dann trat sie mich mit den Beinen und sagte immer: „Der kleine Balg hat nicht für zwei Pfennige Kraft und ist rund und fett." Dann nannte sie mich wieder „Balg"; einen andern Namen habe ich nicht gehabt; es war mein Taufname."

*) Landstreicher.

„Gerade wie bei mir; ich führte den Namen der herrenlosen Hunde; man nannte mich „Ding", „Du da" oder den Albino. 's ist zum Verwundern, mein Kind, wie sehr wir einander ähneln," sagte der Chourineuer.

„Es ist wahr," entgegnete Marienblume, die sich fast nur an diesen Mann wendete; denn sie fühlte unwillkürlich eine gewisse Scham vor Rudolph und wagte kaum die Augen aufzuschlagen, ob er gleich zu den Leuten zu gehören schien, mit welchen sie gewöhnlich umging.

„Und was thatest Du, nachdem Du die Regenwürmer gesucht hattest?" sagte der Chourineur.

„Ich mußte in der Nähe der Einäugigen betteln bis gegen Abend, denn dann verkaufte sie Gebratenes auf dem Pont-Neuf. Es dauerte noch lange, ehe ich mein Stück Brod erhielt; und wenn mir es einfiel, von der Eule etwas zu essen zu verlangen, schlug sie mich und sagte: bring' erst zehn Sous, Balg, und Du sollst essen. Da weinte ich, denn mich hungerte sehr. Die Einäugige hing mir das kleine Kästchen mit dem Gerstenzucker um den Hals und stellte mich auf den Pont-Neuf. Wie schluchzte ich da und zitterte vor Frost und Hunger!"

„Immer wie ich, mein Kind," sagte der Chourineur, indem er die Nachtigall unterbrach; „man sollte es nicht glauben, aber man zittert vor Hunger eben so wie vor Frost."

„So blieb ich, mein Gerstenzuckerkästchen am Halse und weinend, bis elf Uhr auf der Brücke. Die Vorübergehenden ließen sich oftmals durch meine Thränen rühren und schenkten mir bis zehn, bis funfzehn Sous, die ich der Eule gab."

„Das war dann ein schöner Abend."

„Die Einäugige, die das sah . ."

„Mit Einem Auge,“ fiel der Chourineur lachend ein.

„Mit Einem Auge, wenn Du willst, weil sie nur eins hatte; die Einäugige, die dies sah, kam dadurch auf den Gedanken mich jedesmal zu schlagen, ehe sie mich auf die Brücke stellte, damit ich vor den Vorübergehenden recht weine und dadurch mehr Geld erhalte.“

„Das war so dumm nicht.“

„Meinst Du, Chourineur? Ich gewöhnte mich endlich an die Schläge; ich sah, daß die Eule außer sich war, wenn ich nicht weinte, und um mich an ihr zu rächen, lachte ich um so mehr, je mehr sie mich schlug, und sang Abends, statt weinend meinen Gerstenzucker zu verkaufen, wie eine Lerche, ob mir es gleich nicht zum Singen war.“

„Hör' einmal! Gerstenzucker?... Bekamst Du keinen Appetit danach, arme Nachtigall?“

„Das glaub' ich, Chourineur, aber ich rührte ihn nicht an; es war dies mein Ehrgeiz, und dieser Ehrgeiz stürzte mich in das Verderben; Du wirst sogleich sehen, wie das zuging. Eines Tages, als ich mit meinen Regenwürmern nach Hause ging, schlugen mich die Gassenjungen und nahmen mir mein Körbchen. Was mich erwartete, wußte ich, ich erhielt meinen Lohn und kein Brod. Abends, ehe ich auf die Brücke ging, mißhandelte mich die Einäugige, statt mich wie gewöhnlich zu schlagen, um mich zum Weinen zu bringen, bis aufs Blut und riß mir sogar an den Schläfen, wo es am meisten schmerzt, Haare aus.“

„Donnerwetter! das ist zu stark!“ rief der Bandit, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug und die Augenbrauen zusammenkniff. „Ein Kind zu schlagen, das geht an; aber mißhandeln — das ist zu stark.“

Rudolph hatte die Erzählung des Mädchens aufmerksam angehört und sah den Chourineur mit Erstaunen an. Diese Regung von Theilnahme überraschte ihn.

„Was hast Du, Chourineur?“ fragte er ihn.

„Was ich habe? Was ich habe? Wie! Das halten Sie für nichts? Das Ungeheuer von einer Eule! Dieses Kind zu mißhandeln! Ist Ihr Herz so hart wie Ihre Fäuste?“

„Fahre fort, mein Kind,“ sprach Rudolph zu dem Mädchen, ohne auf die Frage des Chourineurs zu antworten.

„Ich sagte, die Eule mißhandelte mich, damit ich weinen möchte; das empörte mich; um sie zu ärgern, fing ich an zu lachen und ging mit meinem Gerstenzucker auf die Brücke. Die Einäugige stand an ihrem Casserol. Von Zeit zu Zeit wies sie mir die Faust; aber statt zu weinen, sang ich nur immer stärker, ob mich gleich, ach! so sehr hungerte. In den sechs Monaten, so lange ich den Gerstenzucker umhertrug, hatte ich noch nie etwas davon gekostet. An diesem Tage konnte ich nicht widerstehen. Sowohl aus Hunger, als um die Eule zu ärgern, nahm ich ein Stückchen und aß es.“

„Bravo, mein Kind!“

„Ich aß zwei.“

„Bravo! Es lebe die Charte!“

„Er schmeckte vortrefflich; eine Aepfelhändlerin aber rief der Einäugigen zu: „Eule, Dein Balg ißt Deinen Zucker.“

„Donnerwetter! Das wird sie warm gemacht haben!“ fiel der Chourineur ein, den die Sache ungemein zu interessiren schien. — „Armes kleines Ding! Wie wirst Du gezittert haben, als es die Eule bemerkte, he?“

„Wie endigte die Sache, arme Nachtigall?“ fragte Rudolph, der nicht geringern Antheil nahm als der Chourineur.

„Es war hart, aber drollig war's doch auch,“ setzte Marienblume lachend hinzu. „Die Einäugige war außer sich vor Wuth, als sie mich ihren Zucker essen sah; aber sie konnte ihr Casserol nicht verlassen, weil ihr sonst alles angebrannt sein würde.“

„Ha! ha! ha! Das ist wahr. Eine kitzliche Lage!“ rief der Chourineur, der laut auflachte.

Marienblume lachte ebenfalls und fuhr dann fort:

„Als ich an die Schläge dachte, die mich erwarteten, sagte ich zu mir: ich werde nicht mehr geschlagen werden, wenn ich drei Stücke esse, als für eins. Ich nahm also den dritten Zuckerstengel, und ehe ich ihn in den Mund steckte, zeigte ich ihn der Eule, die mir mit ihrer großen eisernen Gabel drohte, und verzehrte ihn so ihr vor der Nase.“

„Bravo, mein Kind! Das erklärt mir Deinen Messerstich von vorher. Ich weiß es, ich weiß es, Du hast ein Herz im Leibe. Aber die Eule hat Dir hernach gewiß die Haut bei lebendigem Leibe über die Ohren gezogen.“

Als sie fertig war, kam sie zu mir. Man hatte mir drei Sous Almosen gegeben, und ich hatte für sechs gegessen. Als mich die Einäugige an der Hand nahm, um mich fortzuführen, glaubte ich, ich würde auf der Stelle umsinken, so sehr fürchtete ich mich; ich weiß es noch, als wäre es heute gewesen; es war gerade Neujahrstag. Du weißt, auf dem Pont-Neuf stehen immer Buden mit Spielsachen; den ganzen Abend hindurch hatte ich sie sehnsüchtig angesehen: die schönen Puppen, die Küchen, Stübchen! Du kannst Dir denken, wie sehr mir das alles gefiel.“

„Du hast niemals Spielzeug gehabt, Nachtigall?“ fragte der Chourineur.

„Ich? Bist Du dumm! Wer sollte mir es denn gegeben haben? Endlich ging es nach Hause; ob es gleich mitten im Winter war, so hatte ich doch nur ein dünnes Leinwandfähnchen an und weder Strümpfe, noch Hemd und nur Holzschuhe. Ersticken konnte ich nicht. Als die Einäugige mich an der Hand nahm, trat mir doch der Angstschweiß vor die Stirn. Am meisten erschreckte es mich, daß die Eule nicht fluchte, nicht wetterte und tobte, sondern auf dem ganzen Wege hin nur immer zwischen den Zähnen murmelte. Sie ließ mich dabei nicht los, und ich mußte so schnell, so schnell mit meinen kleinen Füßen gehn! Unterwegs verlor ich einen Holzschuh; ich wagte es nicht, ihr das zu sagen, und trollte immer barfuß neben ihr her. Als wir nach Hause kamen, blutete der Fuß.“

„Die schlechte Hündin!“ rief der Chourineur, indem er von neuem zornig auf den Tisch schlug. „Es wird mir ganz sonderbar zu Muthe, wenn ich mir das arme Kind vorstelle, das mit den armen kleinen blutenden Beinen neben der alten Hexe hertrabt.“

Wir kletterten in eine Bodenkammer in der Straße Mortellerie hinauf. Neben der Thüre unten war ein Schenkwirth; die Eule ging zu ihm hinein, ließ mich aber dabei nicht von der Hand los und trank einen halben Schoppen Wein aus.“

„Das könnte ich nicht trinken, ohne völlig schwarz zu werden.“

„Das war das gewöhnliche Maaß der Eule, und sie legte sich deshalb auch immer betrunken nieder. Vielleicht schlug sie mich deshalb so sehr. Endlich kamen wir hinauf; mir war es nicht wohl zu Muthe. Die Eule schloß die Thüre zu, und ich warf

mich vor ihr auf die Kniee nieder, um sie zu bitten, mir zu verzeihen, daß ich von ihrem Gerstenzucker genascht habe. Sie antwortete mir nicht, und ich hörte nur, wie sie vor sich hin murmelte: „Was werde ich heute mit dem Balge vornehmen? mit der Zuckernäscherin? was werde ich mit ihr machen?“ Sie blieb vor mir stehen und sah mich mit ihrem grünen Auge an, das sich funkelnd im Kopfe drehte. Ich lag noch immer auf den Knieen. Mit einem Male ging die Einäugige nach einem Regale und nahm eine Kneipzange.“

„Eine Kneipzange!“ rief der Chourineur.

„Ja, eine Kneipzange.“

„Was wollte sie damit machen?“

„Dich schlagen?“ fragte Rudolph.

„Dich kneipen?“ fragte der Chourineur.

„Leider ja.“

„Dir die Haare ausraufen?“

„Noch nicht errathen!“

„Was sonst?“

„Sie wollte mir einen Zahn ausreißen *).“

Der Chourineur stieß einen so fürchterlichen Fluch aus und begleitete denselben mit so entsetzlichen Verwünschungen, daß alle Gäste sich erstaunt umdrehten.

„Was hast Du denn?“ fragte die Nachtigall.

---

*) Wir ersuchen die Leser, denen diese Grausamkeit übertrieben vorkommen sollte, nur an die fast täglichen Verurtheilungen zu denken, welche die Gerichte in Paris gegen Unmenschen aussprechen müssen, die Kinder schlagen oder verwunden; selbst Väter und Mütter haben sich solcher schändlichen Mißhandlungen schuldig gemacht.

„Was ich habe? Ich könnte sie massacriren, wenn ich sie hier hätte, die Einängige! Wo ist sie? Sag' es an; wo ist sie? Wenn ich sie finde, mach' ich sie kalt."

Und die Augen des Banditen unterliefen mit Blut.

Rudolph hatte den Schauder des Chourineurs über die Grausamkeit der Einäugigen getheilt, aber ihn beschäftigte noch mehr der Gedanke, wie es zugehe, daß ein Mörder in Wuth gerathe bei der Erzählung, eine alte böse Frau habe, aus Bosheit, einem Kinde einen Zahn ausreißen wollen.

Wir halten dieses Gefühl des Mitleids selbst bei einem rohen Menschen für möglich, sogar für wahrscheinlich.

„Und hat die alte boshafte Frau Dir den Zahn wirklich ausgerissen?" fragte Rudolph.

„Freilich hat sie mir ihn ausgerissen, und nicht auf den ersten Ruck. Mein Gott, wie arbeitete sie! Den Kopf hielt sie mir zwischen den Knieen wie in einem Schraubenstocke. Endlich brachte sie den Zahn heraus, halb mit der Zange, halb mit ihren Fingern, und dann sagte sie, um mich recht zu erschrecken: „Von nun an werde ich Dir so alle Tage einen ausziehn, Balg; und wenn Du keinen mehr hast, werf' ich Dich in's Wasser, wo die Fische Dich fressen werden. Sie werden sich an Dir rächen, weil Du Würmer geholt hast, durch die sie gefangen wurden." Ich erinnere mich dessen noch deutlich, weil mir es ungerecht vorkam. Als ob ich zu meinem Vergnügen Würmer gesucht hätte!"

„Die alte böse Hexe! Einem armen kleinen Kinde die Zähne auszureißen!" rief der Chourineur, dessen Wuth immer höher stieg.

„Nun — sieht man es noch?" fragte Marienblume.

Sie zog dabei lächelnd eine ihrer rosigen Lippen empor und

zeigte zwei Reihen kleiner perlenweißer Zähne. — War es Sorglosigkeit, Vergessenheit, angeborener Edelmuth des unglücklichen Mädchens? Rudolph bemerkte, daß in der ganzen Erzählung kein einziges Wort des Hasses gegen die grausame Frau vorgekommen war, von der sie so viel hatte erdulden müssen

„Ich hatte damit vollkommen genug. Am andern Tage flüchtete ich nach dem Pantheon zu, statt Regenwürmer zu suchen. Den ganzen Tag lief ich in dieser Richtung fort, so sehr fürchtete ich mich vor der Eule. Lieber wäre ich bis an das Ende der Welt gegangen, als daß ich ihr wieder in die Klauen fallen wollte. — Da ich mich in entlegenen, armen Stadttheilen befand, begegnete ich Niemandem, den ich um ein Almosen hätte ansprechen können, und übrigens würde ich es auch nicht einmal gewagt haben. In der Nacht schlief ich auf einem Holzplatze unter einem Holzhaufen. Der Hunger peinigte mich sehr, und ich versuchte etwas von der Holzrinde zu kauen, um meinen Magen zu betrügen, aber es ging nicht; nur von der Birkenrinde brachte ich etwas los; sie war die zarteste. Darüber schlief ich ein. Am Tage, als ich Lärm hörte, kroch ich noch weiter unter den Holzstoß. Es war da fast warm wie in einem Keller. Hätte ich etwas zu essen gehabt, ich wäre sehr zufrieden gewesen."

„Gerade wie ich in einem Gipsofen."

„Ich wagte es nicht, den Holzhof zu verlassen, denn ich bildete mir ein, die Eule suche mich überall, um mir die Zähne auszureißen und mich den Fischen vorzuwerfen, und sie würde mich ergreifen, sobald ich mein Versteck verließe."

„Hör' Du, erwähne die Alte nicht mehr; das Blut steigt mir in die Augen."

„Am zweiten Tage hatte ich wieder etwas Birkenrinde ge-

kaut, und ich fing eben an einzuschlafen, als ich einen großen Hund bellen hörte. Das weckte mich. Ich horchte; der Hund bellte immer und kam dem Holzstoße näher. Ein neuer Schrecken! Zum Glück wagte sich der Hund nicht weiter, ich weiß nicht warum; Du wirst lachen, Chourineur."

„Bei Dir muß man immer lachen, Du bist ein braves Mädchen. Siehst Du, ein Wort ein Mann! jetzt thut mirs Leid, daß ich Dich geschlagen habe."

„Warum solltest Du mich nicht schlagen? Ich habe Niemanden, der mich vertheidigt."

„Und ich?" fragte Rudolph.

„Sie sind recht gut, Herr Rudolph; aber der Chourineur wußte nicht, daß Sie da waren, und ich auch nicht."

„Gleichviel, wie ich gesagt habe, es thut mir Leid, daß ich Dich geschlagen habe," wiederholte der Chourineur.

„Erzähle weiter, Kind," fiel Rudolph ein.

„Ich hatte mich also unter den Holzstoß gedrückt, als ich einen Hund bellen hörte. Während der Hund kläffte, sagte eine Stimme: „Mein Hund bellt; es ist Jemand auf dem Hofe versteckt." — „Es sind Diebe," meinte eine andere Stimme, und sie hetzten den Hund und riefen ihm zu: „such! such!" Der Hund kam zu mir; ich fürchtete gebissen zu werden und fing an zu laut zu schreien. „Horch!" sagte da die eine Stimme; „es klingt wie ein Kind." Man rief den Hund zurück, man holte eine Laterne, ich kroch aus meinem Loche hervor und stand vor einem dicken Manne und einem Knaben in einer Blouse. „Was suchst Du auf meinem Holzhofe, kleine Diebin?" fuhr mich der dicke Mann an. — „Ach, mein guter Herr," sagte ich, „ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen und bin von der Eule fortgelaufen, die mir einen Zahn ausgerissen hat und mich den Fi-

schen vorwerfen wollte. Da ich nicht wußte, wohin ich mich legen sollte, kroch ich unter Ihrem Thore herein und habe die Nacht auf Ihrer Rinde unter Ihrem Holzstoße geschlafen. Ich glaubte nicht, daß ich etwas Böses thue." Der Holzhändler sagte darauf zu seinem Knaben: „Ich lasse mir nichts weiß machen; 's ist eine kleine Diebin, und sie wollte mir Holz stehlen."

„Der alte Drache!" rief der Chourineur. „Ihm Holz stehlen, und Du warst acht Jahr alt!"

„Es war eine Dummheit, und sein Knabe sagte auch zu ihm: „Holz stehlen? Wie sollte sie das anfangen? Sie ist ja nicht so groß als das kleinste Scheit Holz da." — „Du hast Recht," antwortete der Mann, „aber es bleibt sich gleich, wenn sie auch nicht selbst stiehlt. Die Diebe haben Kinder, die sie zum Spioniren ausschicken und die sich verstecken müssen, um dann den Andern die Thüre aufzumachen. Sie muß zu dem Polizeicommissar geführt werden."

„Oh, der Dummkopf von einem Holzhändler."

„Man führte mich zu dem Polizeicommissar. Ich sagte Alles und gestand, daß ich keine Heimath habe; man schickte mich in das Gefängniß; ich wurde vor die Zuchtpolizei citirt und wegen Herumtreibens verurtheilt, bis zum sechszehnten Jahre in dem Besserungshause zu bleiben. Ich dankte den Richtern für ihre Güte. In dem Gefängnisse bekam ich zu essen; man schlug mich nicht; es war gegen die Bodenkammer der Eule ein Paradies für mich. Uebrigens lernte ich in dem Gefängniß nähen. Leider aber war ich faul, und das Herumschlendern ging mir über Alles; ich sang lieber, als daß ich arbeitete, besonders wenn ich die Sonne sah. Wenn es so recht schön in dem Hofe des Gefängnisses war, konnte ich nicht an mich halten, und ich mußte

singen. Und — wie närrisch! sang ich so recht aus Herzensgrunde, so war mir's, als sei ich nicht mehr gefangen."

„Weil Du eine wahre, geborene Nachtigall bist," sagte Rudolph lächelnd.

„Sie sind sehr artig, Herr Rudolph. Seit der Zeit nun nennt man mich die Sängerin statt der Balg. Endlich wurde ich sechszehn Jahr alt und aus dem Gefängniß entlassen. An der Thüre traf ich die Wirthin da mit zwei oder drei andern alten Frauen, die bisweilen meine Mitgefangenen besucht und mir immer gesagt hatten, sie würden mir Arbeit geben, sobald ich frei wäre."

„Ich errathe — ich errathe," sagte der Chourineur.

„Mein Engel, mein schönes Kind, mein Liebchen," sagten Wirthin und die Alten zu mir, „wollen Sie bei uns wohnen? Wir geben Ihnen schöne Kleider, und Sie sollen in Lust und Freude leben." — Du kannst Dir denken, Chourineur, daß man nicht acht Jahre im Gefängnisse gewesen ist, um nicht zu wissen, was das zu bedeuten hat. Ich ließ die alten Kupplerinnen ablaufen und dachte bei mir: ich kann gut nähen, habe dreihundert Francs, bin jung."

„Jung und schön, mein Kind," sagte der Chourineur.

„Ich bin acht Jahre im Gefängnisse gewesen und will nun mein Leben auch etwas genießen; das schadet Niemandem, und Arbeit wird sich finden, wenn das Geld zu Ende ist. Meine dreihundert Francs waren bald ausgegeben. Das war mein größter Fehler," setzte Marienblume seufzend hinzu; „ich hätte mir vor allen Dingen Arbeit sichern sollen . . . aber ich hatte Niemanden, der mir einen Rath gegeben hätte, endlich — doch was geschehen ist, ist geschehen. Ich fing also an, mein Geld auszugeben. Zu-

erst kaufte ich Blumen, um mir mein Stübchen damit auszuputzen; ich habe die Blumen so gern! Dann kaufte ich mir ein Kleid, einen schönen Shawl und ritt ins Boulognerhölzchen auf einem Esel, nach St. Germain auf einem Esel..."

„Mit einem Liebhaber, mein Kind?" fragte der Chourineur.

„Wahrhaftig nicht; ich wollte meine eigene Herrin sein. Ich machte meine Ausflüge mit einer Bekannten aus dem Gefängnisse, die in dem Findelhause gewesen und ein recht gutes Mädchen war. Man nannte sie Lachtaube, weil sie immer lachte."

„Lachtaube? Lachtaube? ich kenne sie nicht," sagte der Chourineur, der nachzudenken schien.

„Ich glaube wohl, daß Du sie nicht kennst! Lachtaube ist ein ehrliches Mädchen, eine sehr gute Arbeiterin; jetzt verdient sie täglich wenigstens fünf und zwanzig Sous, hat eine eigene kleine Wirthschaft... und ich habe deshalb nicht gewagt, sie wieder zu besuchen. Bald blieben mir von meinem Gelde nur noch drei und vierzig Francs übrig."

„Damit hättest Du Dir Bijouterien kaufen und einen Handel anfangen sollen," sagte der Bandit.

„Ich that mehr... Meine Wäscherin war eine Frau, die die Lothringerin hieß, die gutmüthigste Seele. Sie war damals hochschwanger und mußte den ganzen Tag im Wasser stehen und arbeiten. Denke Dir! Als sie nicht mehr arbeiten konnte, bat sie, man möge sie in ein Gebärhaus aufnehmen. Es war aber kein Platz mehr. Ihre Entbindung kam heran, und sie hatte nicht so viel, um ein Bett in einem Hause zu bezahlen. Zum Glück begegnete sie eines Abends an der Notre-Dame-Brücke zufällig der Frau Goubins, die sich seit vier Tagen in dem Keller eines Hauses hinter dem Hôtel-Dieu versteckt hielt, das man einriß..."

„Und warum versteckte sich die Frau Goubins?“

„Um sich vor ihrem Manne zu retten, der sie erschlagen wollte. Nur in dieser Nacht kam sie heraus, um sich Brod zu kaufen. Sie begegnete also der armen Lothringerin, die nicht mehr wußte, wohin sie ihr Haupt legen sollte, denn sie erwartete jeden Augenblick ihre Niederkunft. Die Frau nahm sie mit in den Keller, in dem sie sich versteckt hielt. Es war doch ein Unterkommen.“

„Wart' einmal! Wart' einmal! die Frau Goubins, das ist Helmine?“ fragte der Chourineur.

„Ja, eine brave Frau,“ antwortete die Nachtigall ... „eine Näherin, die für mich und die Lachtaube gearbeitet hatte. Sie that wahrhaftig, was sie konnte, als sie die Hälfte ihres Kellers, ihres Strohes, ihres Brodes der Lothringerin gab, die da mit einem armen kleinen Kinde niederkam. Sie hatte nicht einmal eine Decke für das Kind, nur Stroh! Die Frau Goubins konnte das nicht mit ansehen; auf die Gefahr hin, von ihrem Manne ermordet zu werden, der sie überall suchte, verließ sie den Keller bei hellem Tage und kam zu mir. Sie wußte, daß ich noch etwas Geld hatte und daß ich nicht hartherzig war. Eben wollte ich mit der Lachtaube in einem Mylord*) ausfahren, in's Freie hinaus — ach, ich liebe das Freie so sehr, das Feld, die Bäume, die Wiesen! Als mir aber Helmine das Unglück der Lothringerin erzählte, schickte ich den Mylord wieder fort, lief in meine Kammer und holte, was ich an Wäsche hatte, meine Matraze, meine Decke, packte alles dies einem Träger auf und trollte mit der Frau Goubins in den Keller ... Ach, Du hättest sehen sollen, wie die arme Lothringerin sich freute. Wir wachten bei ihr, Hel-

*) Ein Miethscabriolet mit vier Rädern.

mine und ich, und als sie aufstehen konnte, unterstützte ich sie mit meinem noch übrigen Gelde, bis sie wieder waschen konnte. Jetzt verdient sie, was sie braucht, und ich bringe sie nicht dahin, daß sie mir sagt, was ich ihr für Wäscherlohn schuldig bin. Ich weiß wohl, daß sie so ihre Schuld gegen mich abtragen will; ... aber wenn das so fortgeht, entziehe ich ihr meine Kundschaft ..." sagte die Nachtigall mit wichtiger Miene.

„Und die Frau Goubins?" fragte der Chourineur.

„Wie? Du weißt das nicht?" entgegnete das Mädchen.

„Nein; was denn?"

„Ach, die Unglückliche! Sie ist dem Goubin nicht entgangen! Drei Messerstiche bekam sie zwischen die Schulterblätter. Man hatte ihm gesagt, sie treibe sich an dem Hôtel-Dieu herum; und eines Abends, als sie aus ihrem Keller ging, um Milch für die Lothringerin zu holen, erstach er sie."

„Deshalb also hat er ein Gehirnfieber*) und soll binnen acht Tagen fort?" fiel der Chourineur ein.

„Ja, deshalb," antwortete die Nachtigall.

„Und was nahmst Du vor, als Du Dein Geld der Lothringerin gegeben hattest?" fragte Rudolph.

„Dann suchte ich Arbeit... Ich konnte sehr gut nähen, hatte Herz, war nicht blöde und ging in eine Wäschehandlung in der Straße Saint-Martin. Um Niemanden zu hintergehen, sagte ich sogleich, daß ich vor zwei Monaten aus dem Gefängnisse entlassen worden sei und Lust habe, zu arbeiten; man wies mir die Thüre. Ich bat, man möchte mir Arbeit in's Haus geben, aber man wollte mir nicht einmal ein Hemd anvertrauen. Als ich recht

---

*) Ist er zum Tode verurtheilt.

betrübt nach Hause zurückging, begegnete ich der Wirthin da und einer der Alten, die mir immer nachgingen, seit ich das Gefängniß verlassen.. Ich wußte nicht mehr, wovon ich leben sollte. Sie nahmen mich mit... gaben mir Branntwein zu trinken und.. und da bin ich, was ich bin."

„Ich verstehe," sagte der Chourineur; „ich kenne Dich nun, als wenn ich Dein Vater und Deine Mutter wäre und als wenn Du mich nie verlassen hättest. Das ist doch eine Beichte!"

„Es scheint Dir Leid zu thun, daß Du Deinen Lebenslauf erzählt hast?" fragte Rudolph.

„Ja, es betrübt mich, wenn ich so in meine Vergangenheit zurück sehe. Es ist das erstemal, daß ich seit meiner Kindheit mein ganzes Leben auf einmal durchgehe — und angenehm ist es nicht... nicht wahr, Chourineur?"

„'s geht an," antwortete dieser ironisch. „Du möchtest wohl in einer Garküche Köchin oder so etwas dergleichen sein?"

„Es muß doch schön sein, ehrlich zu sein," setzte Marienblume mit einem Seufzer hinzu.

„Ehrlich! — oh, was kommt Dir in den Kopf?" rief der Bandit mit lautem Lachen. „Ehrlich! Warum nicht gleich Rosenmädchen? um Deinen Vater und Deine Mutter zu ehren, die Du nicht kennst?"

Das Gesicht des jungen Mädchens hatte seit einigen Augenblicken den Ausdruck der Sorglosigkeit verloren, der dasselbe characterisirte. Sie sagte zu dem Chourineur:

„Siehst Du, Chourineur, ich bin nicht weinerlich.. Mein Vater und meine Mutter haben mich an eine Straßenecke gelegt wie einen jungen Hund, den man nicht behalten mag: ich zürne

ihnen nicht, sie konnten sich wahrscheinlich selbst nicht ernähren. Deshalb giebt es aber doch bessere Geschicke als das meinige."

„Was fehlt Dir denn? Du bist schön wie eine Venus, erst siebzehn Jahre alt, singst wie eine Nachtigall, siehst wie eine Jungfer aus, heißt Marienblume und beklagst Dich! Was willst Du sagen, wenn Du ein Kohlenbecken unter den Beinen hast und einen Pelzkragen um, wie die Wirthin da?"

„O, so alt werde ich nicht."

„Hast Du ein Erfindungspatent auf das Nichtaltwerden?"

„Nein, aber ich werde es nicht so lange aushalten. Schon quält mich ein böser Husten."

„Oh, ich sehe dich schon im Leichenwagen! Bist Du dumm! Geh!.."

„Kommen Dir solche Gedanken öfters in den Sinn, Nachtigall?" fragte Rudolph.

„Bisweilen... Sehen Sie, Herr Rudolph, Sie verstehen mich vielleicht besser. Früh, wann ich mir für einen Sou Milch hole bei der Milchfrau an der Straßenecke, und ich sehe sie in ihrem kleinen Wagen mit ihrem Esel nach Hause fahren, da wandelt mich oft eine Lust an. Ich denke bei mir: sie fährt auf das Land in die schöne reine Luft, in ihr Haus, zu ihrer Familie... und ich gehe allein in die Kammer der Wirthin hinauf, in der man am hellen Mittag nicht deutlich sehen kann."

„Nun so sei ehrlich, mein Kind, spiele die Posse.. sei ehrlich," sagte der Chourineur.

„Ehrlich, mein Gott, wie soll ich denn ehrlich sein? Die Kleider, die ich auf dem Leibe trage, gehören der Wirthin; ich bin ihr schuldig für die Wohnung und für das Essen; ich kann mich nicht von hier entfernen... sie würde mich als Diebin fest-

nehmen lassen.. Ich gehöre ihr an.. und muß mich bei ihr auslösen."

Die Unglückliche schauderte unwillkürlich, als sie die letzten schrecklichen Worte sprach.

„So bleib' wie Du bist und vergleiche Dich nicht mehr mit einer Bauersfrau," sagte der Chourineur. „Wirst Du toll? Bedenke doch, daß Du in der Hauptstadt glänzest, während die Milchfrau fort muß, um ihren Bälgen Muß zu kochen, ihre Kühe zu melken, Gras für ihre Kaninchen zu suchen und eine Tracht Prügel von ihrem Manne in Empfang zu nehmen, wenn er aus der Schenke kommt. Das ist ein Leben, das sich rühmen kann — schmeichelhaft zu sein."

„Gieb mir zu trinken," fiel das Mädchen nach einer langen Pause mit einem Male ein und hielt ihr Glas hin. „Nein," sagte sie, „keinen Wein, Branntwein! — er ist stärker," setzte sie mit ihrer lieblichen Stimme hinzu, indem sie den Weinkrug bei Seite schob, aus dem der Bandit ihr einschenken wollte.

„Branntwein!? Das ist recht. So lieb' ich Dich, mein Kind," sagte der Mann, ohne die Bewegung des Mädchens zu verstehen und ohne die Thräne zu bemerken, die an den Wimpern der Nachtigall zitterte.

„Es ist Schade, daß der Branntwein sich so schlecht trinken läßt — denn er betäubt schnell," sagte Marienblume, als sie ihr Glas wieder auf den Tisch stellte, nachdem sie mit eben soviel Widerwillen wie Ekel daraus getrunken hatte.

Rudolph hatte die Erzählung des Mädchens mit wachsender Theilnahme gehört. Mehr die Noth und die Hilflosigkeit hatten sie in das Verderben gestürzt, als die Neigung zum Bösen.

IV.

Die Geschichte des Chourineurs.

Der Leser hat nicht vergessen, daß zwei der Gäste in dem Wirthshause aufmerksam durch einen dritten beobachtet wurden, der erst vor Kurzem eingetreten war.

Einer dieser beiden Männer trug, wie erwähnt, eine griechische Mütze, verbarg immer seine linke Hand und hatte dringend die Wirthin gefragt, ob der Schulmeister noch nicht angekommen sei.

Während der Erzählung der Nachtigall, die sie nicht hören konnten, hatten jene beiden Männer leise mehrmals mit einander gesprochen und ängstlich nach der Thür gesehen.

Der, welcher die griechische Mütze trug, sagte zu seinem Cameraden:

„Der Schulmeister kommt nicht; wenn ihn der Camerad nur nicht erschlagen hat, um ihm seinen Antheil zu nehmen.“

„Das wäre schlimm für uns, da wir den Diebstahl möglich gemacht haben,“ sagte der Andere.

Der Neuangekommene, der diese beiden Männer beobachtete, saß zu weit von ihnen, als daß ihre letzten Worte hätten zu ihm dringen können; nachdem er aber mehrmals sehr geschickt ein kleines Papier zu Rathe gezogen hatte, welches in seiner Mütze versteckt war, schien er mit sich im Reinen zu sein, denn er stand von

dem Tische auf und sagte zu der Wirthin, welche die Füße auf das Kohlenbecken gestützt und ihre große schwarze Katze auf dem Schooße hatte:

„Mutter Ponisse, ich werde sogleich wiederkommen; gieb doch auf meinen Krug und meinen Teller Acht; — man kann hier nicht trauen —"

„Sei ganz ruhig, Mann," antwortete die Wirthin, „wenn Dein Teller und Dein Krug leer sind, rührt sie Niemand an."

Der Mann lachte über den Scherz der Wirthin und verschwand, ohne daß seine Entfernung bemerkt wurde.

In dem Augenblicke, als der Mann hinausging, bemerkte Rudolph auf der Straße den Kohlenträger mit geschwärztem Gesichte und riesenhaftem Körper, von dem wir bereits gesprochen haben, und ehe die Thüre wieder zugemacht wurde, hatte Rudolph Zeit gehabt, durch eine Geberde der Ungeduld anzudeuten, wie lästig ihm diese schützende Aufsicht des Kohlenträgers sei, der indeß darauf nicht achtete und fortwährend in der Nähe der Schenke blieb.

Die Nachtigall fand trotz dem Glase Branntwein, das sie getrunken hatte, ihre Heiterkeit nicht wieder; ihr Gesicht war vielmehr unter dem Einflusse dieses Reizmittels noch trauriger geworden. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und ließ den Kopf auf die Brust sinken, ihre großen blauen Augen schauten mechanisch umher, und die Unglückliche schien in die düstersten, traurigsten Gedanken versunken zu sein. Zwei- bis dreimal hatte sie die Augen abgewendet, als sie dem fest auf sie gerichteten Blicke Rudolphs begegnete, ohne daß sie sich Rechenschaft gab von dem Eindrucke, welchen dieser Unbekannte auf sie machte. Die Gegenwart desselben wurde drückend für sie; sie machte sich Vorwürfe,

daß sie sich so wenig dankbar gegen den Mann zeige, welcher sie den Händen des Chourineurs entrissen hatte, und bedauerte fast, vor Rudolph so aufrichtig ihre Lebensgeschichte erzählt zu haben.

Der Chorineur dagegen war in der besten Laune; er hatte den Harlekin ganz allein verzehrt, der Wein und Branntwein machten ihn sehr mittheilend und gesprächig; die Scham, seinen Meister gefunden zu haben, wie er sich ausdrückte, war vor dem edelsinnigen Benehmen Rudolphs verschwunden, und er mußte diesem übrigens eine so bedeutende Ueberlegenheit an Körperkraft zuerkennen, daß an die Stelle seiner Demüthigung ein Gefühl getreten war, in welchem Bewunderung, Furcht und Achtung in einander flossen.

Dieser Mangel an Groll, die rohe Offenheit, mit welcher er gestand, einen Mord begangen zu haben und mit Recht dafür bestraft worden zu sein, und der Stolz, mit dem er sich rühmte, niemals gestohlen zu haben, bewiesen wenigstens, daß der Chourineur, trotz seiner Verbrechen, nicht völlig verdorben und verstockt sei.

Dieser Umstand war dem Scharfblicke Rudolphs nicht entgangen, und er wartete mit gespannter Neugierde auf die Erzählung des Mörders.

Der Ehrgeiz des Menschen ist so unersättlich, in seinen endlosen Bestrebungen so seltsam, daß Rudolph die Ankunft des Schulmeisters, jenes schrecklichen Räubers, wünschte, den er fast entthront hatte. Er forderte deshalb den Chourineur auf, ihm das Warten durch die Erzählung seiner Abenteuer erträglicher zu machen.

„Fang' an, Mann," sagte er, „wir sind ganz Ohr."

Der Mörder trank sein Glas aus und begann also:

„Du, arme Nachtigall, bist doch wenigstens von der Eule aufgenommen worden, die der Teufel holen möge; Du hast eine

Wohnung gehabt bis zur Zeit, da Du als heimathlos eingesperrt wurdest — Ich, ich erinnere mich nicht, vor meinem neunzehnten Jahre, in welchem ich Soldat wurde, in einem Dinge geschlafen zu haben, das man Bett nennt."

„Du hast gedient, Chourineur?" fragte Rudolph.

„Drei Jahre, — doch davon später. Die Steine am Louvre, die Gipsöfen in Clichy und die Steinbrüche in Montrouge waren die Gasthäuser meiner Jugend. Sie sehen — ich hatte ein Haus in Paris und ein anderes auf dem Lande."

— „Und was betriebst Du?"

„Es schwebt mir undeutlich vor, als hätte ich in meiner Kindheit mit einem alten Lumpensammler gestromt *), der mich mit seinem Haken prügelte. Und ich irre mich wohl auch nicht, denn ich habe nie einen solchen Cupido mit dem Köcher von Weidenruthen gesehen, ohne den Wunsch zu fühlen, über ihn herzufallen; das beweiset, daß sie mich in meiner Kindheit geprügelt haben. Mein erstes Gewerbe bestand darin, daß ich den Abdeckern in Montfaucon die Pferde todt machen half. — Ich war damals zehn bis zwölf Jahre alt. Als ich anfing, diese armen alten Pferde zu stechen, that es mir gewissermaßen weh; nach einem Monate aber dachte ich nichts mehr dabei, im Gegentheil, meine Beschäftigung gefiel mir. Niemand hatte so scharfe Messer, wie ich. Es war eine wahre Lust, sie zu brauchen. — Hatte ich meine Pferde abgeschlachtet, so warf man mir für meine Mühe ein Stück Fleisch von einem an Krankheit gestorbenen Pferde zu, denn die, welche man todtstach, verkaufte man an die Garköche und Wirthschaften in der Nähe der medicinischen Schule, die Rindfleisch, Schöpsen-

*) Mich umhergetrieben.

fleisch, Kalbfleisch oder Wildprett daraus machen, je nachdem es ihre Gäste haben wollen. — Hatte ich mein Stück Pferdefleisch in Händen, dann war der König nicht reicher und glücklicher als ich. Ich lief damit in meinen Gipsofen, wie ein Wolf in seine Höhle, und briet es mir mit Erlaubniß der Leute auf den Kohlen. Wurde nicht gearbeitet, so suchte ich in Romainville dürres Holz zusammen, machte mir selbst Feuer an und briet mir meinen Braten an der ersten besten Stelle. Es blutete fast noch und war noch halbroh, wenn ich zu essen anfing, aber es schmeckte vortrefflich."

„Und Dein Name? Wie nannte man Dich?" fragte Rudolph.

„Mein Haar sah damals noch weißer aus, als jetzt, und meine Augen waren immer mit Blut unterlaufen; deshalb nannte man mich den Albino. Die Albinos sind bekanntlich die weißen Kaninchen unter den Menschen und haben rothe Augen", setzte der Chourineur ernsthaft als Erklärung hinzu.

„Und deine Eltern? Deine Familie?"

„Meine Eltern? Sie wohnten in derselben Nummer, wie die der Nachtigall. Der Ort meiner Geburt? — Die erste beste Straßenecke, rechts oder links."

„Du hast Deinem Vater und Deiner Mutter geflucht, weil sie Dich verlassen?"

„Was hätte es geholfen? Aber einen schlechten Streich spielten sie mir, daß sie mich in die Welt setzten. — Ich würde mich aber doch nicht beklagt haben, wenn sie mich so in die Welt gesetzt hätten, wie Gott die Bettler erschaffen sollte, d. h. ohne Gefühl für die Kälte, ohne Hunger und Durst. Das würde ihm ein Leichtes sein, und den Armen würde es nicht so schwer werden, ehrlich zu bleiben."

„Du hast gehungert, Du hast gefroren und nicht gestohlen, Chourineur?"

„Nein, und doch bin ich in Noth gewesen. Manchmal habe ich zwei Tage gefastet, aber nie gestohlen.“

„Aus Furcht vor dem Gefängnisse?“

„Possen!“ sagte der Mörder, indem er die Achseln zuckte und laut auflachte. „Ich sollte nicht Brod gestohlen haben, aus Furcht Brod zu erhalten? Ich war ehrlich und hungerte; hätte ich gestohlen, so würde man mich im Gefängnisse gefüttert haben! — Nein, ich habe nicht gestohlen, weil — weil — weil ich nicht stehlen wollte.“

Diese wahrhaft schöne Antwort, deren eigentliche Bedeutung der Chourineur nicht verstand, setzte Rudolph sehr in Erstaunen.

Er fühlte, daß der Arme, welcher trotz der schrecklichsten Entbehrungen ehrlich bleibt, doppelt achtungswerth ist, weil die Strafe für das Verbrechen eine sichere Hilfsquelle für ihn werden könnte.

Rudolph reichte die Hand dem unglücklichen Wilden der Civilisation, den die Noth nicht ganz verdorben hatte.

Der Chourineur sah den, welcher ihn freihielt, mit Verwunderung, fast mit Ehrfurcht an und wagte kaum die Hand zu berühren, die dieser ihm bot. Er fühlte, daß zwischen ihm und Rudolph ein tiefer Abgrund lag.

„Du hast noch ein Herz und Ehrgefühl,“ sagte Rudolph zu ihm.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht,“ entgegnete der Mörder gerührt, „aber was Sie mir da sagen — sehen Sie — ich habe noch nie so etwas gefühlt. Gewiß ist, daß dies und die Faustschläge zu Ende der Prügel, die ich erhielt, die so ausgezeichnet waren und vor morgen nicht aufhören zu wollen schienen, während Sie jetzt mein Abendessen bezahlen und mir schöne Dinge sagen, — kurz und gut, Sie können auf den Chourineur rechnen, und wenn es auf Leben und Tod geht.“

Rudolph, der die Gefühle, die ihn bestürmten, nicht merken lassen wollte, fuhr kälter fort;

„Bliebst Du lange Gehilfe der Abdecker?“

„Ich glaube wohl. — Anfangs that es mir weh, wie gesagt, die armen alten Thiere todtzustechen, — nachher aber machte mir es Spaß, und als ich etwa sechzehn Jahre oder da herum alt war, als meine Stimme sich mauserte, war mir das Todtschlagen zur Leidenschaft geworden. Ich vergaß das Essen und Trinken darüber und dachte an nichts weiter. Sie hätten mich einmal bei der Arbeit sehen sollen! Außer einem Paar alter Leinwandbeinkleider war ich ganz nackt. Wenn ich, mein großes scharfes Messer in der Hand, funfzehn bis zwanzig Pferde (ich lüge nicht) um mich hatte, die alle warteten, bis die Reihe an sie kommen würde, Donnerwetter! — wenn ich anfing, sie todtzustechen, weiß ich nicht, was mich ergriff — mich packte eine Art Wuth; es summte und sang mir in den Ohren; ich sah wie durch Blut, und ich stach und stach und stach, bis mir das Messer aus den Händen fiel — Donnerwetter! — Das war eine Lust. — Wäre ich Millionär gewesen, ich hätte Geld darum gegeben, um dieses Geschäft zu betreiben.“

„Dabei gewöhntest Du Dich wahrscheinlich an das Todtstechen —“ fiel Rudolph ein.

„Wohl möglich, aber als ich sechzehn Jahr alt war, wurde die Wuth so arg, daß ich, wenn ich einmal im Stechen war, wie toll wurde und die Arbeit verdarb. — Ja, ich verdarb die Häute, weil ich in die Kreuz und Quere stach. — Zuletzt jagte man mich aus der Abdeckerei hinaus. — Ich wollte darauf Arbeit bei den Metzgern suchen, — denn für diesen Stand hatte ich im=

mer eine gewisse Vorliebe — aber Profit die Mahlzeit — sie waren zu hochmüthig! Sie verachteten mich, wie die Schuhmacher die Schuhflicker verachten. — Als ich dies sah, und da meine Stechwuth sich gelegt hatte, suchte ich mein Brod anderswo zu verdienen, und weil es sich nicht sogleich machte, mußte ich oft fasten. — Endlich arbeitete ich in den Steinbrüchen zu Montrouge. Nach zwei Jahren aber war ich es überdrüssig, immer in den großen Rädern herumzusteigen, durch die man die Steine herauswindet, zumal man mir nur zwanzig Sous des Tages gab. Ich war groß und stark und ging zu einem Regimente. Man fragte nach meinem Namen, meinem Alter und meinen Papieren. Mein Name? der Albino; mein Alter? — sehen Sie meinen Bart an; meine Papiere? da ist das Attestat von meinem Steinbrecherherren. Ich konnte einen prächtigen Grenadier abgeben, und man nahm mich an."

„Bei Deiner Stärke, Deinem Muthe und Deiner Stechwuth würdest Du bald Offizier geworden sein, wenn es damals Krieg gegeben hätte."

„Donnerwetter! Engländer oder Preußen zu massacriren, würde mir noch weit größeren Spaß gemacht haben, als alte Mähren todtzustechen. — Zum Unglück aber gab es damals keinen Krieg — und die fatale Disciplin! — Ein Lehrling versucht seinen Lehrherrn zu prügeln, — gut; ist er der Schwächere, so bekommt er die Schläge; ist er der Stärkere, so theilt er aus; er wird aus dem Hause gejagt, vielleicht eingesteckt und damit Punktum. Bei dem Militair ist das anders. Eines Tages bediente sich mein Feldwebel eigenthümlicher Redensarten, um mich zu schnellerem Gehorchen anzutreiben; er hatte Recht, ich war faul; aber mich verdroß es, und ich hielt das Maul nicht; er stieß mich, und

ich stieß wieder; er nahm mich bei'm Kragen, und ich versetzte ihm einen Rippenstoß. Da fiel man über mich her, — mich ergriff die Wuth, das Blut stieg mir in die Augen. Ich hatte mein Messer in der Hand, denn ich war in die Küche commandirt, und sehen Sie! ich fing an zu stechen, zu stechen wie in der Abdeckerei. Ich erstach meinen Feldwebel und verwundete zwei Personen. Es war eine wahre Schlächterei; elf Stiche bekamen die Drei, — wahrhaftig elf, und Blut floß, Blut wie auf einem Schlachthofe."

Der Mörder ließ mit finsterem, stieren Blicke den Kopf sinken und schwieg einen Augenblick.

„Woran denkst Du, Chourineur?" fragte Rudolph, der ihn mit Interesse beobachtete.

„An nichts, — an nichts," entgegnete er rasch. Dann fuhr er mit seiner rohen Sorglosigkeit fort:

„Endlich überwältigte man mich, steckte mich ein und ich erhielt ein Gehirnfieber*).

„Du entflohst also?"

„Nein; aber ich war funfzehn Jahre in der Klemme**), statt geköpft zu werden. Ich habe vergessen Ihnen zu erzählen, daß ich zwei Cameraden, die in der Marne beinahe ertrunken wären, herausfischte; wir lagen in Melun in Garnison. Ein andermal — Sie werden lachen und denken, ich sei ein Amphibium, das in Wasser und Feuer leben kann, weil ich Männer und Weiber rettete, — ein andermal also, als wir in Rouen lagen, wo alle Häuser von Holz und wahre Hütten sind, kam in einem Stadttheile Feuer aus. Es brannte wie Schwefelhölzchen: ich wurde

---

*) Ich wurde zum Tode verurtheilt.

**) Im Gefängnisse.

mit zum Löschen commandirt. Als wir an der Brandstätte ankamen, rief man mir zu, eine alte Frau könne aus ihrem Stübchen nicht herunter, das bereits anbrenne. Ich lief hin. Donnerwetter! — ja, 's brannte, — ich dachte an meine Gipsöfen in der guten Zeit. Endlich brachte ich die Alte doch glücklich heraus. Meine Gefängnißratte (mein Advokat) gab sich so viele Mühe, daß es ihm gelang, eine Strafumwandlung für mich zu erlangen; statt das Schaffot besteigen zu müssen, kam ich auf funfzehn Jahre in die Klemme. — Als ich sah, daß es mit dem Sterben nichts war, konnte ich mich kaum fassen und wollte meinen Advokaten an die Kehle packen, um ihn zu erwürgen. Können Sie sich das denken?"

„Die Umwandlung der Strafe sagte dir nicht zu?"

„Nein. Für die, welche das Messer gebraucht haben, gehört sich das Messer des Koflers*); so ist es in der Ordnung; wer stiehlt, bekommt dafür Ketten an die Knochen. Jedem das Seine. Jemanden zum Leben zu zwingen, wenn er gemordet hat — pfui! Die Neugierigen**) wissen nicht, wie es im Anfange thut."

„Du hast also Gewissensbisse gefühlt, Chourineur?"

„Gewissensbisse? Nein — ich habe meine Zeit abgesessen," antwortete der Wilde; „aber sonst verging fast keine Nacht, in der ich nicht den Feldwebel und die Soldaten, die ich erstochen hatte, als Alp gesehen hätte, — das heißt," fuhr der Mörder mit einem gewissen Schauer fort, „sie waren nicht allein, — zu Zehn, zu Hunderten, zu Tausenden kamen sie, um zu warten, bis die Reihe an sie käme, wie in der Abdeckerei, — wie die alten Mähren, die ich todtstach, in Montfaucon warteten, bis die Reihe an sie kam.

---

*) Des Henkers.

**) Die Richter.

Da stieg mir das Blut in die Augen, Alles sah roth aus vor mir, und ich fing an, um mich herumzustechen nach den Menschen, wie ich sonst nach den Pferden stach. Aber je mehr Soldaten ich erstach, um so mehr kamen, und wenn sie starben, sahen sie mich so jammervoll, so jammervoll an, daß ich mich selbst verfluchte, sie erstochen zu haben, und doch konnte ich es nicht lassen. — Es war das noch nicht Alles. — Ich habe niemals einen Bruder gehabt, und im Traum waren alle die Menschen, die ich todtstach, meine Brüder, — Brüder, für die ich durch das Feuer gegangen wäre. Endlich, wenn ich nicht mehr konnte, wachte ich auf und lag in kaltem Schweiß, wie in geschmolzenem Schnee."

„Das war ein böser Traum, Chourineur."

„Ja, ja. — In der ersten Zeit, als ich in der Klemme war, hatte ich alle Mühe — diesen Traum — sehen Sie, es war zum Rasendwerden. — Zweimal versuchte ich deshalb auch, mich selbst umzubringen, — einmal nahm ich Grünspan, und das andre Mal wollte ich mich mit meiner Kette erdrosseln, aber ich bin stark wie ein Ochse und habe ein zähes Leben. Der Grünspan machte mich durstig, — weiter nichts, und von der Kette, die ich mir um den Hals gedreht hatte, erhielt ich ein natürliches blaues Halsband. — Nachher gewann die Gewohnheit zu leben wieder die Oberhand, der Alp, der mich peinigte, erschien seltener, und ich machte es wie die Andern."

„Du warst in einer guten Schule, um stehlen zu lernen."

„Ja, aber ich hatte keine Neigung dazu. — Die andern Sträflinge höhnten mich deshalb, aber ich schlug sie mit meiner Kette und schaffte mir so Ruhe. — Dort lernte ich den Schulmeister kennen. Respect vor seinen Fäusten! — er hat mich geklopft, wie Sie eben."

„Er ist also ein freigelassener Galeerensträfling?“

„Das heißt, er war eigentlich auf Lebenszeit verurtheilt, hat sich aber selbst befreit.“

„Er ist entflohen? Und man verräth ihn nicht?“

„Ich werde ihn nicht verrathen. — Ich kenne seine Fäuste.“

„Wie geht es zu, daß die Polizei ihn nicht ausfindig macht? Hat man nicht sein Signalement?“

„Sein Signalement? — Ja, — aber er hat lange schon aus seiner Physiognomie das ausgelöscht, was ihm Gott da aufgeschrieben hatte. — Jetzt würde der Bäcker, der die Seelen in den Ofen schiebt*), den Schulmeister in ihm nicht erkennen.“

„Wie hat er das angefangen?“

„Zuerst hat er sich die Nase abgeschnitten, die eine halbe Elle lang war, und dann das Gesicht mit Vitriolöl beschmiert.“

„Du willst mir Eins aufbinden.“

„Wenn er heute Abend kommt, werden Sie es selbst sehen; er hatte eine große Habichtsnase, jetzt hat er ein Stumpfnäschen, wie ein Todtenkopf, ungerechnet daß er Lippen hat, wie Würste, und sein olivenbraunes Gesicht zerfetzt aussieht, wie die geflickte Jacke eines Lumpensammlers.“

„Er ist also ganz unkenntlich geworden?“

„In den sechs Monaten, seitdem er aus Rochefort entwichen ist, sind ihm die Iltisse**) hundertmal begegnet, ohne ihn zu kennen.“

„Warum war er im Bagno?“

---

*) Der Teufel.

**) Spione, Polizeidiener.

„Weil er Fälscher, Dieb und Mörder gewesen. Man nennt ihn den Schulmeister, weil er schreibt wie in Kupfer gestochen und sehr gelehrt ist.“

„Und man fürchtet ihn?“

„Das wird aufhören, wenn Sie ihn einmal unter den Händen gehabt haben, wie mich. Donnerwetter! — das möcht' ich mitansehen.“

„Wovon lebt er?“

„Man sagt, er rühme sich, vor drei Wochen einen Viehhändler auf der Straße von Poissy ermordet und beraubt zu haben.“

„Früher oder später wird man ihn festnehmen.“

„Da müssen mehr als zwei kommen, denn er trägt unter seiner Blouse immer zwei geladene Pistolen und einen Dolch; Karlchen*) wartet einmal auf ihn, und mehr als einmal kann er doch nicht geköpft werden. Er macht alles todt, was er todt machen kann, um zu entkommen. Er weiß das Alles recht gut, und da er zweimal so stark ist, wie Sie und ich, so wird man Mühe haben, ehe man ihn niederbringt.“

„Was hast Du vorgenommen, seit Du wieder frei bist?“

„Ich ging zu dem Holzhofbesitzer am Quai St. Paul und verdiene mir da, was ich brauche.“

„Warum sieht man Dich aber in der Cité, da Du doch kein Dieb bist?“

„Wo soll ich denn sein? Wer mag mit einem bestraften Verbrecher umgehen? Ich, wenn ich allein bin, langweile ich mich; ich liebe Gesellschaft, und hier bin ich unter meines Gleichen. — Man fürchtet mich dabei wie das Feuer in der Cité, und der

*) Der Henker.

Commissar hat mir nichts zu sagen, als etwa wegen einer Schlägerei, um derentwillen ich bisweilen vierundzwanzig Stunden brummen*) muß."

„Wie viel verdienst Du den Tag?"

„Fünf und dreißig Sous. — Das wird so lange dauern, als ich Kraft in den Armen habe; ist es aus damit, so nehme ich einen Haken und einen Korb, wie der alte Lumpensammler, mit dem ich als Kind herumging."

„Du bist bei allem dem also doch nicht unglücklich?"

„Es giebt allerdings Manche, denen es noch schlimmer geht; wären meine Träume von dem Feldwebel und von den Soldaten nicht, die mich noch jetzt oftmals plagen, so könnte ich wie ein Andrer an einer Straßenecke oder im Hospital ruhig sterben, aber der Traum! — Ich denke nicht gern daran —" sagte der Chourineur.

Und er klopfte auf einer Tischecke seinen Pfeifenkopf aus.

Die Nachtigall hatte den Chourineur zerstreut angehört; sie schien in schmerzliches Sinnen versunken zu sein.

Rudolph selbst war ebenfalls nachdenkend geworden.

Die beiden Erzählungen hatten neue Ideen in ihm geweckt.

Ein tragischer Vorfall erinnerte die drei Personen, an welchem Orte sie sich befanden.

---

*) Im Gefängniß sitzen.

V.

Die Verhaftung.

Der Mann, welcher einen Augenblick hinausgegangen war, nachdem er der Wirthin seinen Krug und seinen Teller anempfohlen hatte, kam bald mit einem andern und zwar breitschultrigen Manne zurück, aus dessen Gesicht Entschlossenheit sprach.

Er sagte zu ihm:

„Das nenn' ich ein Zusammentreffen, Borel! Komm herein, wir wollen ein Glas Wein mit einander trinken."

Der Chourineur sagte ganz leise zu Rudolph und der Nachtigall, indem er auf die Neuangekommenen zeigte:

„Es giebt 'was; er ist ein Iltis. Aufgemerkt!"

Die beiden Banditen, von denen der Eine eine griechische Mütze trug und mehrmals nach dem Schulmeister gefragt hatte, wechselten rasch Blicke mit einander, standen gleichzeitig vom Tische auf und gingen nach der Thüre zu; aber die beiden Polizeidiener fielen mit einem eigenthümlichen Rufe über dieselben her.

Es begann ein schrecklicher Kampf.

Gleich darauf ging die Thür auf, es drangen andere Polizeidiener herein, und draußen sah man die Gewehre von Gendarmen blitzen.

Der Kohlenträger, von dem wir bereits gesprochen haben, benutzte den Tumult, trat auf die Schwelle der Wirthsstube und

legte, als er dem Blicke Rudolphs begegnete, den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Lippen.

Rudolph befahl ihm mit einer eben so raschen als gebieterischen Geberde, sich zu entfernen, und beobachtete dann weiter, was in der Wirthsstube vorging.

Der Mann mit der griechischen Mütze heulte vor Wuth. Er lag halb auf dem Tische, zuckte und schlug aber so um sich, daß ihn drei Männer kaum halten konnten.

Sein Gefährte war wie vernichtet; sein Gesicht sah bleifarbig aus, die Lippen waren ganz weiß geworden, die untere Kinnlade hing hinab und zitterte krampfhaft; er widersetzte sich nicht im Mindesten und hielt selbst die Hände den Handschellen hin.

Die Wirthin, die hinter ihrem Schenktische saß und an dergleichen Auftritte gewöhnt war, blieb ganz ruhig und behielt die Hände in den Taschen ihrer Schürze.

„Was haben die beiden Männer gethan, mein lieber Herr Borel?" fragte sie einen der Polizeidiener, den sie kannte.

„Sie haben gestern eine alte Frau in der St. Christophstraße ermordet, um bei ihr zu stehlen. Ehe die Arme starb, sagte sie noch, sie habe einen der Mörder in die Hand gebissen. Man hatte ein Auge auf die beiden Bösewichter; mein Camerad kam eben, um sich zu überzeugen, daß sie es wären, und wir haben sie nun."

„Ein Glück, daß sie mir ihre Schoppen vorausbezahlt hatten," sagte die Wirthin. „Wollen Sie nichts genießen, Herr Borel? ein Gläschen Parfait Amour?"

„Ich danke, Mutter Ponisse; ich muß die beiden Kerle da in's Loch bringen; der Eine schlägt noch gewaltig um sich."

Der Mörder in der griechischen Mütze war wirklich kaum zu

bändigen. Als man ihn in einen Fiacre steigen lassen wollte, der auf der Straße wartete, wehrte er sich dermaßen, daß man ihn hineintragen mußte.

Der Mitschuldige desselben zitterte und konnte sich kaum auf den Beinen halten; seine bläulichen Lippen bewegten sich, als spräche er. Man warf ihn wie ein Scheit Holz in den Wagen.

„Mutter Ponisse," sagte der Polizeidiener zuletzt noch, „nehmem Sie sich vor dem Roth-Arm in Acht; er ist boshaft und könnte Sie compromittiren."

„Roth-Arm? Man hat ihn seit Wochen in diesem Viertel nicht gesehen, Herr Borel."

„Sie wissen wohl, daß man ihn hier nicht sieht, wenn er anderswo ist. — Nehmen Sie aber von ihm kein Packet oder dergleichen in Verwahrung; das wäre Diebeshehlerei —"

„Sie können darüber ganz ruhig sein, Herr Borel; ich fürchte mich vor dem Roth-Arm, wie vor dem Teufel. Man weiß niemals, wohin er geht und woher er kommt. Als ich ihn das letzte Mal sah, sagte er, er käme aus Deutschland."

„Na, ich warne Sie, — achten Sie darauf."

Ehe der Polizeidiener die Wirthsstube verließ, betrachtete er sich die andern Gäste aufmerksam und sagte zu dem Chourineur in fast liebevollem Tone:

„Bist du auch da, Taugenichts? Man hatte lange nichts von Dir gehört! Hast Du keine Schlägerei gehabt? Es scheint, Du wirst ganz gesetzt und vernünftig."

„Wie ein Bild, Herr Borel. Sie wissen, daß ich Niemandem ein Loch in den Kopf schlage, als dem, der es so haben will."

„Es fehlte auch noch, daß Du Andre reiztest, der Du so stark bist."

„Ich habe meinen Meister gefunden, Herr Borel, da sitzt er," sagte der Chourineur, indem er die Hand auf die Achsel Rudolphs legte.

„Sieh da! den kenn' ich noch nicht," sagte der Polizeidiener, indem er Rudolph genau betrachtete.

„Wir werden auch schwerlich Bekanntschaft mit einander machen, Mann," antwortete dieser.

„Das wünsch' ich um Ihretwillen," entgegnete der Polizeidiener, der sich sodann an die Wirthin wendete und sagte: „Gute Nacht, Mutter Ponisse; Ihre Wirthschaft ist eine wahre Mausefalle; drei Mörder habe ich nun schon da gefangen."

„Und ich hoffe, es soll nicht der letzte sein, Herr Borel; ich stehe ganz zu Ihrem Befehl," sagte die Wirthin freundlich, indem sie demüthig knirte.

Nachdem der Polizeidiener sich entfernt hatte, stopfte der junge Mann mit dem bleichen Gesicht, welcher rauchte und Branntwein trank, von Neuem seine Pfeife und sagte mit heiserer Stimme zum Chourineur:

„Hast Du den in der griechischen Mütze nicht erkannt? Es war der Haarige. Als ich die Polizeidiener hereinkommen sah, sagte ich: „Es giebt etwas." Der Haarige hielt immer seine linke Hand unter dem Tische versteckt."

„Es ist ein Glück für den Schulmeister, daß er nicht da war," bemerkte die Wirthin. „Der in der griechischen Mütze fragte zweimal nach ihm, — in Geschäften, die sie mit einander hätten. — Aber ich verrathe meine Kunden nicht. Man mag sie verhaften, gut, — jeder treibt sein Handwerk, — aber ich verkaufe sie nicht. Aber sieh da! Wenn man von dem Wolfe spricht, kommt der Schwanz zum Vorschein," setzte die Wirthin hinzu, als ein Mann

und eine Frau in die Wirthsstube traten; „da kommt eben der Schulmeister mit seiner Krönerin.“

Die anwesenden Gäste konnten sich eines unwillkürlichen Schauers nicht erwehren.

Selbst Rudolph vermochte trotz seiner natürlichen Unerschrockenheit eine gewisse ängstliche Regung bei dem Anblicke dieses furchtbaren Räubers nicht zu unterdrücken, den er einige Augenblicke neugierig und schaudernd betrachtete.

Der Chourineur hatte Recht gehabt; der Schulmeister hatte sich gräßlich verstümmelt.

Man konnte sich nichts Entsetzlicheres denken, als das Gesicht dieses Räubers. Es war nach allen Richtungen hin von tiefen bläulichen Narben durchzogen; die fressende Einwirkung des Vitriolöls hatte die Lippen dick aufgetrieben; die Nase war vorn abgeschnitten, und man sah an dem Ueberreste derselben zwei unförmliche Löcher. Seine sehr hellgrauen, sehr kleinen, sehr runden Augen funkelten vor Wildheit; seine flache, tigerartige Stirn verschwand zur Hälfte unter einer Pelzmütze mit langem röthlichen Haar.

Der Schulmeister war nicht viel über fünf Fuß groß; sein übermäßig dicker Kopf saß tief zwischen den beiden breiten, hohen, fleischigen Schultern, die man selbst unter den weiten Falten der Blouse von roher Leinwand deutlich erkannte. Er hatte lange, muskulöse Arme, kurze, dicke, bis an die Fingerspitzen behaarte Hände, und seine Beine waren etwas auswärts gebogen, die Waden aber verriethen eine Riesenkraft.

Dieser Mann war mit einem Wort eine Uebertreibung des Kurzen, Untersetzten, Ramassirten in dem farnesischen Herkules.

Den Ausdruck der Rohheit, der aus diesem schrecklichen Gesichte

sprach, den unruhigen, beweglichen, funkelnden Blick vermag Niemand zu schildern.

Die Frau, welche den Schulmeister begleitete, war alt, ziemlich reinlich gekleidet und trug ein braunes Kleid, einen schwarz carrirten Shawl und eine weiße Haube.

Rudolph sah sie von der Seite; ihr grünes rundes Auge, ihre Hakennase, ihre dünnen Lippen, ihr vorspringendes Kinn, ihr zugleich boshaftes und schlaues Gesicht erinnerten ihn an die Eule.

Er wollte diese Bemerkung eben der Nachtigall mittheilen und sah das Mädchen erbleichen, als er die Augen nach ihr wendete; sie betrachtete mit stummem Entsetzen die häßliche Begleiterin des Schulmeisters, ergriff endlich mit zitternder Hand den Arm Rudolphs und sagte leise:

„Die Eule — mein Gott! Die Eule — die Einäugige!"

In diesem Augenblicke trat der Schulmeister, der einige Worte leise mit einem der Gäste des Wirthshauses wechselte, langsam an den Tisch, an welchem Rudolph, die Nachtigall und der Chourineur saßen.

Dann wendete er sich mit einer Stimme, die rauh und hohl klang, wie das Brüllen eines Tigers, an Marienblume und sprach:

„Schöne Blondine, laß die Beiden da sitzen und komm zu mir."

Die Nachtigall antwortete nicht und rückte näher an Rudolph, ihre Zähne schlugen vor Angst an einander.

„Ich — ich werde nicht eifersüchtig sein," sagte die schreckliche Eule laut lachend.

Sie erkannte in der Nachtigall noch nicht den „Balg", ihr Opfer.

„Na, Kleine, verstehst Du mich nicht?“ sprach das Ungethüm weiter und trat näher. „Wenn Du nicht gutwillig kommst, schlag’ ich Dir ein Auge aus, damit Du zu der Eule passest; und Du mit dem Schnurrbarte — sagte er zu Rudolph — wenn Du mir die Blondine da nicht über den Tisch herüberreichst, — hast Du es mit mir zu thun.“

„Mein Gott, mein Gott; — schützen Sie mich,“ rief das Mädchen Rudolph zu, indem sie die Hände faltete. Gleich darauf bedachte sie aber, daß sie ihn vielleicht einer großen Gefahr aussetze, und fuhr leise fort: „Nein, nein, rühren Sie sich nicht, Herr Rudolph. — Wenn er nahe herankommt, schrei’ ich um Hilfe, und die Wirthin wird meine Partei nehmen, um einen Lärm zu vermeiden, der die Polizei herbeibringen könnte.“

„Sei ruhig, mein Kind,“ antwortete Rudolph, indem er den Schulmeister unerschrocken ansah. — „Du bist bei mir und wirst nicht von der Stelle gehen. Und da Dir das häßliche Geschöpf da zuwider ist, wie mir, werde ich es hinaus auf die Straße werfen.“

„Du?!“ fragte der Schulmeister.

„Ich,“ antwortete Rudolph, der trotz den Bemühungen des Mädchens, ihn aufzuhalten, aufstand.

Der Schulmeister wich bei dem schrecklichen Ausdrucke, den das Gesicht Rudolphs annahm, einen Schritt zurück.

Auch das Mädchen und der Chourineur bemerkten den Ausdruck teuflischer Wuth und Bosheit, welcher in diesem Augenblicke die edlen Züge ihres Gesellschafters plötzlich entstellte; er wurde völlig unkenntlich. Bei seinem Kampfe mit dem Chourineur hatte er sich spöttisch und höhnisch gezeigt; dem Schulmeister gegenüber aber schien ihn ein wilder Haß ergriffen zu haben; seine

Pupillen, die der Zorn weit ausdehnte, funkelten in seltsamen Glanze.

Gewisse Blicke besitzen eine unwiderstehliche magnetische Kraft. Einige berühmte Duellanten verdanken, wie man sagt, ihre blutigen Siege dieser bezaubernden Einwirkung ihres Blickes, der ihren Gegnern den Muth benimmt.

Rudolph besaß diesen entsetzlichen, stieren, durchdringenden Blick, den die, auf welche er sich heftet, nicht vermeiden können. Dieser Blick bringt sie in Verwirrung und beherrscht sie ganz und gar; sie fühlen ihn fast körperlich und suchen ihn gegen ihren Willen; sie können ihre Augen nicht davon abwenden.

Der Schulmeister zitterte, wich noch einen Schritt zurück und griff, da er das Vertrauen auf seine ungeheure Körperkraft verloren hatte, unter der Blouse nach dem Dolche.

Vielleicht hätte ein Mord das Wirthshaus mit Blut befleckt, wenn nicht die Eule den Schulmeister am Arme gefaßt und gesagt hätte:

„Nur eine Minute — nur eine Minute — Mörderchen! Nur ein Wort! Du kannst die Beiden da noch immer kalt machen; sie entgehen Dir nicht."

Der Schulmeister sah die Einäugige mit Verwunderung an.

Seit einigen Minuten beobachtete die Eule Marienblumen mit zunehmender Aufmerksamkeit und suchte ihre Erinnerung zu sammeln.

Endlich hegte sie durchaus keinen Zweifel mehr; sie hatte die Nachtigall erkannt.

„Ist es möglich!" rief die Einäugige, indem sie die Hände erstaunt zusammenschlug; „'s ist der Balg, die Gerstenzuckerdiebin.

Woher kommst Du denn? Schickt dich der Bäcker?"*) setzte sie hinzu, und sie wies dem Mädchen die Faust. „Du geräthst mir also doch immer wieder unter die Hände. Na, sei nur ruhig: ich reiße Dir keinen Zahn mehr aus, aber alle Thränen will ich Dir auspressen. Du sollst Dich ärgern! Weißt Du es nicht? — Ich kenne Deine Eltern. — Der Schulmeister hat in der Klemme**) den Mann gesehen, der Dich mir gab, als Du noch ganz klein warst. Er hat ihm den Namen Deiner Mutter genannt. Deine Eltern sind — reiche Leute."

„Meine Eltern! Sie kennen sie?" rief Marienblume.

„Ja, mein Mann kennt den Namen Deiner Mutter —, aber eher reiß' ich ihm die Zunge aus, als daß ich ihn Dir nennen lasse. Er hat noch gestern den gesehen, der Dich in meine Wohnung brachte, weil man seine Frau nicht mehr bezahlte, die Dich aufgezogen hatte; — Deine Mutter machte sich nichts aus Dir; es wäre ihr gewiß am liebsten gewesen, wenn Du gestorben wärest. — Aber das bleibt sich gleich; — wenn Du jetzt ihren Namen wüßtest, könntest Du ihr Manches abzwacken. — Der Mann, von dem ich rede, hat Papiere, ja, Briefe von Deiner Mutter; und wenn er keinen Gebrauch davon macht, so hat er seine Gründe dazu. He! Du grämst Dich? — Du weinst? Du erfährst sie doch nicht, Deine Mutter — Du erfährst sie nicht."

„Möge sie lieber mich für todt halten," sagte das Mädchen, indem sie eine Thräne aus ihren Augen wischte.

Rudolph hatte den Schulmeister vergessen und aufmerksam die Eule angehört, deren Erzählung sein Interesse erregte.

---

*) Teufel.

**) Im Gefängniß.

Der Räuber hatte unterdeß, da er nicht mehr unter dem Einflusse von Rudolphs Blicken stand, wieder Muth gefaßt; er konnte nicht glauben, daß der junge, schwächliche Mann im Stande wäre, sich mit ihm zu messen; im Vertrauen auf seine Riesenkraft trat er also wieder zum Vertheidiger der Nachtigall und sagte gebieterisch zur Eule:

„Genug geschwatzt! — Jetzt werd' ich dem Maulaffen da das Lärvchen zerfetzen, damit die schöne Blondine mich für hübscher hält, als ihn."

Mit einem Satze war Rudolph über den Tisch hinüber.

„Meine Teller; meine Teller!" rief ängstlich die Wirthin.

Der Schulmeister stellte sich zur Vertheidigung auf, hielt die beiden Hände vor sich gestreckt, zog den Oberkörper etwas zurück und stützte sich auf eines seiner ungeheuren Beine wie auf einen Strebepfeiler.

In dem Augenblick, als Rudolph sich auf ihn stürzte, wurde die Thüre der Wirthsstube heftig aufgerissen; der Kohlenträger, den wir öfters erwähnt haben und der fast sechs Fuß hoch war, trat rasch ein, schob den Schulmeister bei Seite, näherte sich Rudolph und sagte diesem englisch in's Ohr:

„Gnädiger Herr, Tom und Sarah! Sie sind am Ende der Straße."

Nach diesen geheimnißvollen Worten machte Rudolph eine zornige Bewegung, warf einen Louisd'or auf den Schenktisch der Wirthin und eilte nach der Thüre zu.

Der Schulmeister wollte sich dem Fortgehen Rudolphs widersetzen; dieser drehete sich aber um und gab ihm zwei so gewaltige Schläge in das Gesicht, daß der stierartige Mann betäubt wankte und schwer mit dem halben Leib auf den Tisch fiel.

„Es lebe die Constitution! Das sind meine Püffe!“ rief der Chourineur. „Noch einige Lectionen wie die da, und ich hab' es auch weg.“

Der Schulmeister, der sich nach einigen Minuten wieder erholt hatte, eilte Rudolph nach.

Der letztere war mit dem Kohlenträger in dem Gewirre der Cité verschwunden und konnte unmöglich eingeholt werden.

In dem Augenblick, als der Schulmeister wieder zurückkam, traten zwei Männer, von der anderen Seite der Straße her, in das Wirthshaus hinein. Sie waren fast außer Athem, als wären sie lange und schnell gelaufen.

Sogleich sahen sie sich in der Wirthsstube rund umher um.

„Wehe mir!“ sagte der Eine; „er entgeht uns nochmals.“

„Geduld! — die Tage haben vier und zwanzig Stunden, und das Leben ist lang,“ antwortete der Andere.

Die beiden Neuangekommenen sprachen englisch.

VI.

Tom und Sarah.

Die beiden Personen, welche in die Schenke eingetreten waren, gehörten einer weit höheren Classe an als die gewöhnlichen Gäste, die sich dort einfanden.

Der Eine war groß, lang aufgeschossen und hatte fast weißes Haar, schwarze Augenbrauen und einen schwarzen Backenbart, ein knochiges braunes Gesicht und ein strenges, hartes Aussehen; an seinem runden Hute bemerkte man schwarzen Flor; sein langer schwarzer Ueberrock war bis an den Hals hinauf zugeknöpft, und er trug über den engen grauen Tuchbeinkleidern lange Stiefeln, die sonst Suwarow-Stiefeln hießen. Der Andre war sehr klein, ebenfalls in Trauer gekleidet, blaß und schön. Sein langes schwarzes Haar, seine schwarzen Augenbrauen und Augen hoben die matte Weiße seines Teints noch mehr hervor. An der Haltung, dem Wuchse, der Zartheit der Züge erkannte man leicht eine Dame in Männertracht.

„Tom, verlangen Sie etwas zu trinken und fragen Sie die Leute nach ihm," sagte Sarah in englischer Sprache.

„Ja, Sarah," antwortete der Mann mit dem weißen Haar und den schwarzen Augenbrauen.

Er setzte sich an einen Tisch nieder, während Sarah sich die

Stirn abwischte, und sagte zur Wirthin in gutem Französisch, fast ohne fremdländischen Accent:

„Madame, haben Sie die Gefälligkeit und lassen Sie uns etwas zu trinken geben."

Das Erscheinen dieser beiden Personen im Wirthshause hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt; ihre Kleidung und ihr Benehmen verriethen, daß sie solche gemeine Oerter niemals besuchten, und an ihren unruhigen, ängstlich besorgten Mienen erkannte man, daß wichtige Ursachen sie in diesen Stadttheil geführt hatten.

Der Chourineur, der Schulmeister und die Eule betrachteten sie mit unersättlicher Neugierde.

Die Nachtigall, die durch das Zusammentreffen mit der Einäugigen erschreckt war und die Drohungen des Schulmeisters fürchtete, der sie mit sich nehmen wollte, benutzte die Zeit, in der sie von diesen beiden Personen nicht beachtet wurde, schlich durch die halboffen gebliebene Thüre hinaus und verschwand.

Der Chourineur und der Schulmeister hatten ihrer Stellung zu einander nach kein Interesse dabei, neue Zänkereien anzufangen.

Die Wirthin, welche durch das Erscheinen so ganz ungewöhnlicher Gäste überrascht war, theilte die allgemeine Aufmerksamkeit, und Tom sagte deshalb zum zweitenmale und mit einiger Ungeduld zu ihr:

„Wir haben etwas zu trinken verlangt, Madame; haben Sie die Güte uns zu bedienen."

Die Mutter Ponisse, die sich durch diese Artigkeit nicht wenig geschmeichelt fühlte, stand auf, lehnte sich zierlich auf den Tisch Toms und sagte zu demselben:

„Wünschen Sie ein Litre Wein oder eine versiegelte Flasche?"

„Geben Sie uns eine Flasche, Gläser und Wasser."

Die Wirthin brachte das Verlangte; Tom warf ihr hundert Sous hin, weigerte sich das Geld anzunehmen, das sie ihm herausgeben wollte, und sagte:

„Behalten Sie das, Frau Wirthin, und trinken Sie ein Glas Wein mit uns.“

„Sie sind sehr freundlich, mein Herr,“ antwortete die Mutter Ponisse, indem sie Tom mehr mit Erstaunen als mit Dankbarkeit ansah.

„Aber antworten Sie mir auf eine Frage,“ fuhr dieser fort. „Wir wollten einen Bekannten in einem Wirthshause dieser Straße treffen und sind vielleicht in ein falsches gekommen.“

„Dies ist „das weiße Kaninchen“, Ihnen zu dienen, mein Herr.“

„Es ist richtig,“ sagte Tom, indem er Sarah ansah. „Ja, im weißen Kaninchen sollte er uns erwarten.“

„Es giebt hier in der Straße nicht zwei „weiße Kaninchen,“ sagte die Wirthin stolz. „Wie sieht denn Ihr Freund aus?“

Er ist groß und schmächtig, hat hellbraunes Haar und einen eben solchen Schnurrbart,“ antwortete Tom.

„Warten Sie! Warten Sie! — das ist der Herr, der eben da war... Ein sehr großer Kohlenträger holte ihn hier ab, und sie gingen mit einander fort.“

„Sie sind es,“ sagte Tom.

„Und sie waren allein hier?“ fragte Sarah.

„Der Kohlenträger kam eben nur herein; der Andre aß da mit der Nachtigall und dem Chourineur,“ und die Wirthin deutete mit den Augen auf den der Genannten, welcher noch in der Stube war.

Tom und Sarah drehten sich nach dem Chourineur um.

Nachdem sie ihn einige Minuten aufmerksam gemustert hatten, agte Sarah in englischer Sprache zu ihrem Begleiter:

„Kennen Sie diesen Mann?“

„Nein. Karl hatte die Spur Rudolphs am Eingange dieser dunkeln Straßen verloren. Als er aber Murph, der sich als Kohlenträger verkleidet hatte, um dieses Wirthshaus herumschleichen und unaufhörlich durch die Fenster hineinschauen sah, merkte er etwas und kam, um uns Anzeige davon zu machen.“

Während dieses Gesprächs, das leise und in fremder Sprache geführt wurde, sagte der Schulmeister mit einem Blick auf Tom und Sarah ganz leise zu der Eule:

„Der große Dürre hat der Wirthin hundert Sous gegeben. Es ist bald Mitternacht; es regnet und stürmt; wenn sie fortgehen, folgen wir ihnen; ich packe den Großen und nehm' ihm das Geld ab. Er hat eine Frau bei sich und wird keinen Lärm zu machen wagen.“

„Wenn die Kleine nach der Wache ruft, so hab' ich da in der Tasche mein Vitriolöl und zerschlag' ihr die Flasche im Gesicht,“ bemerkte die Einäugige. „Kindern, die schreien, muß man zu trinken geben.“ Dann setzte sie hinzu: „Nicht wahr, Mörderchen, sobald wir den Balg wieder sehen, nehmen wir sie mit Gewalt mit? Haben wir sie einmal bei uns, so reiben wir ihr das Lärvchen mit meinem Vitriol; dann soll sie sich nichts mehr auf ihre Physiognomie einbilden.“

„Höre, Eule, ich heirathe Dich noch,“ sagte der Schulmeister; „was die guten Einfälle und die Courage betrifft, so hast Du nicht Deines Gleichen... In der Nacht mit dem Viehhändler hab' ich Dich kennen gelernt, und ich dachte gleich bei mir: das ist eine Frau für dich; die arbeitet besser als ein Mann.“

Nach kurzer Ueberlegung sagte Sarah zu Tom, indem sie auf den Chourineur deutete:

„Wenn wir diesen Mann über Rudolph fragten? Vielleicht könnte er uns sagen, was ihn hierher führte.“

„Wir wollen es versuchen,“ entgegnete Tom. Dann wendete er sich an den Chourineur und sagte: „Lieber Freund, wir sollten in diesem Wirthshause einen unserer Freunde treffen; er hat mit uns zu Abend gegessen. Sie kennen ihn; sagen Sie uns gefälligst, ob Sie wissen, wohin er gegangen ist.“

„Ich kenne ihn nur, weil er mich vor zwei Stunden geprügelt hat, um die Nachtigall zu vertheidigen.“

„Vorher haben Sie ihn nie gesehen?“

„Niemals; wir begegneten einander im Hause Roth-Arms.“

„Frau Wirthin! Noch eine versiegelte Flasche, und vom besten!“ rief Tom.

Sarah und er hatten kaum die Lippen mit dem Weine in ihren noch vollen Gläsern benetzt: die Mutter Ponisse dagegen hatte wahrscheinlich um ihrem eignen Keller Ehre zu erweisen, das ihrige mehrmals ausgetrunken.

„Und bringen Sie die Flasche auf den Tisch des Herrn da, wenn er es erlauben will,“ setzte Tom hinzu, indem er aufstand und mit Sarah neben dem Chourineur Platz nahm, dem diese Artigkeit eben so schmeichelte als sie ihn in Verwunderung setzte.

Der Schulmeister und die Eule sprachen noch immer leise über ihre finstern Pläne.

Als die Flasche gebracht war und Tom und Sarah an einem Tische mit dem Chourineur und der Wirthin saßen, welche eine zweite Einladung für überflüssig gehalten hatte, wurde das Gespräch fortgesetzt.

„Sie sagten eben, mein lieber Mann, Sie hätten unsern Freund Rudolph im Hause Roth-Arms getroffen?“ wiederholte Tom, indem er mit dem Chourineur anstieß.

„Ja,“ antwortete dieser und trank rasch sein Glas aus.

„Ein seltsamer Name... Roth-Arm! Wer ist der Roth-Arm?“

„Das ist ein famoses Weinchen, Mutter,“ sagte der Chourineur, der dann erst die Frage mit den Worten beantwortete: er bekaspert Meiches.“

„Deshalb dürfen Sie kein leeres Glas vor sich haben,“ sprach Tom, indem er dem Chourineur von neuem einschenkte.

„Auf Ihr Wohl!“ sprach dieser — „und auf das Wohl Ihres kleinen Freundes der — schon gut! Wenn meine Tante ein Mann wäre, wäre sie mein Onkel, sagt das Sprichwort... Ich bin so dumm nicht.“

Sarah lächelte unbemerkt. Tom fuhr fort: „Ich habe nicht verstanden, was Sie mir vom Roth-Arm sagten. Rudolph kam wohl von ihm?“

„Ich sagte Ihnen, der Roth-Arm bekaspert Meiches.“

„Was heißt das? Ich verstehe nicht.“

„Meiches bekaspern — den Zoll betrügen, schmuggeln. Sie sprechen nicht jenisch, wie es scheint.“

„Lieber Mann, ich verstehe Sie nicht.“

„Ich sage, Sie verstehen nicht Jenisch wie Herr Rudolph.“

„Jenisch?“ fragte Tom und sah Sarah verwundert an.

„Sie sind nicht eingeweiht in unsere Sprache; Herr Rudolph aber spricht sie wie wie wir selbst, ob er gleich Fächer-Maler ist... Na, da Sie unsere schöne Sprache nicht verstehen, so will ich Ihnen in der Landessprache sagen, daß der Roth-Arm ein Schmuggler ist... Ich verrathe ihn dadurch nicht, denn er macht selbst kein

Hehl daraus und rühmt sich seines Gewerbes. Dennoch ist er nicht zu ertappen.“

„Was hatte Rudolph wohl bei diesem Manne zu suchen?“ fragte Sarah.

„Wahrhaftig, mein Herr oder Madame, wie Sie wollen, denn ich weiß nicht, so gewiß ich dieses Glas Wein trinke, was von beiden Sie sind; sehen Sie, heute Abend wollt' ich die Nachtigall schlagen; ich that Unrecht daran; sie ist ein gutes Mädchen. Sie flüchtete sich in Roth-Arms Haus, ich verfolgte sie — es war finster wie in einem Backofen. Statt nun die Nachtigall zu fassen, gerieth ich an Herrn Rudolph, der mir meinen Lohn gab und mit fürchterlicher Kraft... ja, besonders Püffe konnte er geben — Donnerwetter! Er hat mir versprochen, mir zu zeigen, wie er das macht.“

„Und Roth-Arm? Was für ein Mann ist das?“ fragte Tom. „Welche Waaren verkauft er?“

„Roth-Arm? hm! Er verkauft alles, was zu verkaufen verboten, und thut alles, was zu thun verboten ist. Das ist sein Geschäft und Gewerbe. Nicht wahr, Mutter Ponisse? — Man hat zwanzigmal Haussuchung bei ihm gehalten, aber niemals etwas gefunden.“

„Ja, er ist schlau,“ fiel die Wirthin ein. „Er soll in seinem Hause einen geheimen Gang haben, der in die Katakomben führt.“

Man hat aber diesen geheimen Gang nicht gefunden. Man müßte das Häuschen einreißen, wenn man zum Zwecke kommen wollte.“

„Welche Nummer hat das Haus?“

„Nr. 13 in der Bohnenstraße, Roth-Arm, der mit Allem han-

delt, was man haben will. Das weiß man in der ganzen Cité," antwortete der Chourineur.

„Ich werde mir diese Adresse aufschreiben. Wenn wir Rudolph nicht finden, werde ich mich bei Roth-Arm nach ihm erkundigen," sagte Tom. Und er schrieb den Namen der Straße und die Hausnummer des Schmugglers auf.

„Sie können sich rühmen, in dem Herrn Rudolph einen tüchtigen Freund zu haben," sagte der Chourineur. „Und gutmüthig ist er wie ein Kind... Wäre der Kohlenträger nicht gekommen, so würde er eine Partie mit dem Schulmeister gemacht haben, der dort in der Ecke sitzt mit der Eule... Donnerwetter! Ich muß an mich halten, daß ich die alte Hexe nicht kalt mache, wenn ich daran denke, wie sie mit der Nachtigall umgegangen ist... Aber, Geduld! kommt Zeit, kommt Rath."

„Rudolph hat Sie geschlagen? So hassen Sie ihn wahrscheinlich?" fragte Sarah.

„Ich einen Mann hassen, der sich so benimmt! Im Gegentheil. 's ist aber drollig... Sehen Sie, den Schulmeister da, der mich geschlagen hat, würde ich mit Vergnügen erwürgen sehen... Bei Herrn Rudolph aber, der mich auch geschlagen hat und viel empfindlicher, ist es etwas ganz anderes; ich wünsche ihm alles Gute... Ich könnte für ihn durch das Feuer gehen, ob ich ihn gleich erst seit heut Abend kenne."

„Sie sagen dies, weil wir seine Freunde sind."

„Nein, Donnerwetter! Wahrhaftig nicht! Sehen Sie... er weiß so ganz besondere Püffe zu geben und ist ganz und gar nicht stolz darauf. Er spricht nicht davon und ist doch ein Meister darin... Und dann spricht er so... und sagt Dinge, daß Einem das Herz im Leibe lacht. Uad wenn er Einen ansieht, hat er so

etwas in den Augen... Sehen Sie, ich bin Soldat gewesen... mit einem solchen Officier könnte man den Mond vom Himmel reißen."

Tom und Sarah sahen einander schweigend an.

„Diese unglückliche Macht der Beherrschung begleitet ihn also stets und überall!" sprach Sarah bitter.

„Ja... bis wir den Zauber gebrochen haben," entgegnete Tom.

„Und dies muß, dies muß geschehen, was es auch kosten möge," setzte Sarah hinzu, indem sie mit der Hand über die Stirn strich, als wollte sie eine unangenehme Erinnerung vertreiben.

Auf dem Rathhause schlug es zwölf Uhr.

Der Wandleuchter in der Wirthsstube verbreitete nur noch ein schwaches Licht.

Alle Gäste hatten sich allmälig entfernt bis auf den Chourineur und die beiden Fremden, den Schulmeister und die Eule.

Der Schulmeister sagte leise zu der Eule:

„Wir wollen uns in dem Hauseingange gegenüber verstecken, bis die Beiden heraus kommen, dann gehen wir ihnen nach. Wenden sie sich links, so erwarten wir sie an der Ecke der Straße St. Eloi; gehen sie rechts, so treffen wir sie in der Nähe des eingerissenen Hauses Dort giebt es ein großes Loch... Ich habe so meine Gedanken."

Der Schulmeister und die Eule gingen nach der Thüre zu.

„Ihr trinkt also heute Abend nichts?" sagte die Wirthin zu ihnen.

„Nein, Mutter Ponisse... Wir kamen nur herein, um im Trocknen zu sein," sagte der Schulmeister, und er schritt mit seiner Begleiterin hinaus.

VII.

Das Geld oder das Leben.

Bei dem Geräusche, welches durch das Zuschlagen der Thüre entstand, erwachten Tom und Sarah aus ihrem Sinnen. Sie standen auf und dankten dem Chourineur für die Nachrichten, die er ihnen gegeben hatte. Er flößte ihnen größeres Vertrauen ein, seit er, auf eine gemeine Weise zwar, aber doch offenbar aufrichtig, seine Bewunderung für Rudolph ausgesprochen hatte.

In dem Augenblicke, als auch der Chourineur fortging, ward der Wind um vieles heftiger, und der Regen fiel in Strömen herab.

Der Schulmeister und die Eule, die in einem Hauseingange dem Wirthshause gegenüber lauerten, sahen den Chourineur nach der Seite der Straße hingehen, wo ein Haus eingerissen war. Bald verloren sich seine Tritte, die in Folge des ziemlich reichlich genossenen Weines etwas schwer waren, in dem Pfeifen des Windes und dem Geräusche, den das Anschlagen des Regens an die Mauern machte.

Tom und Sarah verließen das Wirthshaus trotz dem Ungewitter und gingen in einer dem Wege des Chourineurs entgegengesetzten Richtung hin.

„Sie sind verloren," sagte der Schulmeister leise zur Eule; „nimm den Stöpsel von Deinem Vitriolfläschchen. Achtung!"

„Wir wollen die Schuhe ausziehen, damit sie es nicht hören, daß wir ihnen nachgehen," sagte die Eule.

„Du hast Recht, Eule, immer Recht; ich hätte daran nicht gedacht."

Das häßliche Paar zog die Schuhe aus und schlich im Dunkel dicht an den Häusern hin.

In Folge dieser List wurde das Geräusch der Schritte der Eule und des Schulmeisters so gedämpft, daß sie dicht hinter Tom und Sarah gehen konnten und diese doch nichts hörten.

„Zum Glück hält unser Fiacre an der Straßenecke," sagte Tom; „wir würden sonst völlig durchnäßt. Frieren Sie, Sarah?"

„Vielleicht erfahren wir etwas durch den Schmuggler, jenen Roth-Arm," sagte Sarah nachdenkend, ohne auf die Frage Toms zu antworten.

Dieser blieb mit einemmale stehen.

Es war nicht weit von der Stelle, die der Schulmeister als den Schauplatz des beabsichtigten Verbrechens bezeichnet hatte.

„Ich habe mich in der Seraße geirrt," sagte Tom; „wir hätten von dem Wirthshause aus links gehen sollen. Wir müssen vor einem niedergerissenen Hause vorbei, um zu unserm Fiacre zu gelangen, und es bleibt uns nichts übrig als umzukehren."

Der Schulmeister und die Eule traten in eine Thüre, um von Sarah und Tom nicht bemerkt zu werden, die fast an sie anstießen.

„Es ist mir lieber, daß sie nach dem Schutthaufen zu gehen," sagte der Schulmeister ganz leise... „Wenn der Mann sich wehrt,... so habe ich einen Gedanken."

Tom und Sarah kamen wieder vor dem Wirthshause vorbei und gelangten an den Schutthaufen.

Die Keller des abgetragenen Hauses bildeten eine Art Abgrund, an dem sich die Straße hinzog.

Der Schulmeister sprang jetzt mit der Kraft und Gewandtheit eines Tigers zu, faßte Tom mit der einen seiner großen Hände an der Kehle und rief ihm zu:

„Dein Geld her, oder ich werfe Dich in dieses Loch!"

Der Räuber stieß Tom rückwärts, so daß derselbe das Gleichgewicht verlor, und hielt ihn mit der Hand so gleichsam in der Schwebe über dem tiefen Kellerloche, während er mit der andern Hand den Arm Sarah's festhielt wie in einem Schraubenstocke.

Ehe Tom eine Bewegung machen konnte, plünderte ihn die Eule mit der größten Fingerfertigkeit aus.

Sarah schrie nicht, wehrte sich nicht und sagte ganz ruhig:

„Geben Sie ihm die Börse, Tom."

Dann wendete sie sich an den Räuber und sagte: „Wir machen keinen Lärm, thut uns also nichts zu Leide."

Die Eule, welche die Taschen der beiden Opfer sorgfältig durchsucht hatte, sagte darauf zu Sarah:

Zeig' Deine Hände her, ob Du Ringe trägst. Nein," setzte die alte Frau grollend hinzu... „Du hast also Niemanden, der Dir einen Ring gäbe?... Wie schade!"

Die kaltblütige Ruhe Toms verläugnete sich keinen Augenblick wärend dieses unerwarteten Auftrittes.

„Wollt Ihr einen Handel eingehen? Mein Taschenbuch enthält Papiere, die Euch nichts nützen können; bringt sie mir morgen wieder, und ich gebe euch fünf und zwanzig Louisd'ors," sagte Tom zu dem Schulmeister, dessen Hand ihn minder fest hielt.

„Ja — um uns zu fangen!" antwortete der Räuber... „Jetzt

geh', ohne dich umzusehen. Du hast von Glück zu sagen, daß Du so wohlfeil wegkommst."

„Einen Augenblick!" fiel die Eule ein: „wenn er fromm ist, soll er sein Taschenbuch wieder erhalten; es giebt Mittel." Dann wendete sie sich an Tom und fragte: „Kennen Sie die Ebene St. Denis?"

„Ja."

„Wissen Sie, wo St. Ouen liegt?"

„Ja."

St. Ouen gegenüber, am Ende des chemin de la révolte, ist die Ebene ganz flach; man kann weit über die Felder hin sehen. Kommen Sie morgen früh ganz allein dahin, bringen Sie das Geld mit; Sie werden mich dort finden. Gegen das Geld erhalten Sie die Brieftasche."

„Er wird Dich fassen lassen, Eule."

„Ach, sei nicht so dumm. Man kann sich dort sehr weit umsehen... Ich habe zwar nur ein Auge, aber das ist gut... Wenn der Herr mit Jemandem kommt, so wird er Niemanden finden."

Sarah schien mit einemmale auf einen Gedanken zu kommen und sagte zu dem Räuber:

„Willst Du Geld verdienen?"

„Gewiß."

„Hast Du in dem Wirthshause, aus dem wir kommen — Du warst dort, ich erkenne Dich jetzt — den Mann gesehen, den der Kohlenträger abrief?"

„Ein schmächtiger Mensch — mit Schnurrbart? Ja, ich wollte ihn eben mit den Fäusten da tractiren.... aber er ließ mir keine Zeit dazu. Er betäubte mich durch zwei Faustschläge, so daß ich

rücklings auf den Tisch fiel... 's ist das erstemal, daß mir so etwas passirt... Aber ich werde mich rächen!"

„Den Mann meine ich," sagte Sarah.

„Ihn?" sprach der Schulmeister... „Geben Sie mir tausend Francs und ich ermorde ihn."

„Satan!" rief Tom entsetzt.

„Elender! Vom Ermorden ist nicht die Rede, sagte Sarah zu dem Schulmeister.

„Von was sonst?"

„Komm morgen in die Ebene St. Denis, Du wirst meinen Begleiter dort treffen," entgegnete sie. „Du wirst sehen, daß er allein ist, und er wird Dir sagen, was Du zu thun hast. Nicht ein tausend, sondern zwei tausend Francs gebe ich,... wenn Du den Auftrag ausführest."

„Mörderchen," sagte leise die Eule zu dem Schulmeister, „hier ist Geld zu verdienen; 's sind reiche Leute, die einen Coup gegen einen Feind ausführen wollen... Dieser Feind ist der junge Laffe, den du bearbeiten wolltest. Ich will für Dich gehen... Zwei tausend Francs! Mann, das lohnt die Mühe."

„Meine Frau da wird kommen," sagte der Schulmeister; „sagen Sie ihr, was zu thun ist, und ich werde mir's überlegen."

„Es sei. Morgen um ein Uhr."

„Um ein Uhr."

„In der Ebene St. Denis."

„In der Ebene St. Denis."

Zwischen St. Ouen und dem chemin de la révolte, am Ende dieser Straße."

„Schon gut."

„Ich werde Ihre Brieftasche mitbringen."

„Und Sie sollen die versprochenen 500 Francs nebst einer Abschlagszahlung auf das Andere haben.“

„Jetzt gehen Sie rechts, wir gehen links. Folgen Sie uns nicht, sonst —“

Der Schulmeister und die Eule entfernten sich schnell.

„Der Böse kommt uns zu Hülfe,“ sagte Sarah. „Dieser Bandit kann uns von Nutzen sein.“

„Sarah, — jetzt ist mir's doch nicht geheuer,“ meinte Tom.

„Ich fürchte nichts, hoffe vielmehr — Aber kommen Sie, kommen Sie —; ich erkenne die Oertlichkeit wieder. Der Fiacre kann nicht weit von hier sein.“

Beide schritten schnell nach der Notre-Dame zu.

Ein Mann war, ohne gesehen worden zu sein, Zeuge dieses Auftrittes gewesen, — der Chourineur, der unter den Schutthaufen eine Zuflucht vor dem Regen gesucht hatte.

Der Antrag, den Sarah dem Räuber in Bezug auf Rudolph machte, spannte die Aufmerksamkeit des Chourineurs in hohem Grade. Er erschrak über die Gefahren, die seinen neuen Freund bedrohten, und bedauerte, ihn nicht schützen zu können. Vielleicht entstand seine Theilnahme für Rudolph auch zum Theil aus seinem Hasse gegen den Schulmeister und die Eule.

Der Chourineur nahm sich sogleich vor, Rudolph vor der Gefahr zu warnen; aber wie zu ihm gelangen? Er hatte die Adresse des angeblichen Fächermalers vergessen. Vielleicht kam Rudolph nicht wieder in das Wirthshaus. Wie ihn auffinden?

Während dieser Gedanken war der Chourineur unwillkürlich Tom und Sarah gefolgt, und er sah sie in einen Fiacre steigen, der sie auf dem Platze vor der Notre-Dame erwartete.

Der Fiacre fuhr ab.

Der Chourineur kam auf einen Gedanken: er stieg hinten auf den Wagen auf.

Um ein Uhr Mitternacht hielt dieser Fiacre auf dem Boulevard de l'Observatoire, und Tom und Sarah verschwanden in einem der Gäßchen, die auf diesen Platz stoßen.

Die Nacht war finster, und der Chourineur konnte kein Zeichen ermitteln, an welchem er am Tage die Oertlichkeit bestimmt wieder erkannt haben würde. Mit dem Scharfsinne eines Wilden nahm er endlich sein Messer aus der Tasche und machte einen breiten tiefen Schnitt in einen der Bäume, an denen der Wagen still gehalten hatte. Dann kehrte er nach seiner Schlafstelle zurück, von der er sich ziemlich weit entfernt hatte.

Zum ersten Male seit langer Zeit fand der Chourineur einen tiefen Schlaf, der nicht durch den schrecklichen Traum von dem „Feldwebel-Schlachthofe" unterbrochen wurde, wie er sich in seiner grausigen Sprache ausdrückte.

VIII.

Die Spazierfahrt.

Am nächsten Tage nach jenem Abende, an welchem die verschiedenen Ereignisse geschehen waren, die wir eben erzählt haben, glänzte eine strahlende Herbstsonne an dem reinen blauen Himmel, und der Sturm hatte sich gelegt. Der häßliche Stadttheil, in welchen uns der Leser gefolgt war, hatte in dem Lichte eines schönen Tages ein minder schreckliches Aussehen, ob ihn gleich die hohen Häuser noch immer verdunkelten.

Rudolph, der entweder ein Zusammentreffen mit den beiden Personen nicht mehr erwartete, die er am Abende vorher zu vermeiden gesucht hatte, oder sie nicht mehr fürchtete, trat gegen elf Uhr Vormittags in die Bohnenstraße und schritt nach dem Wirthshause zu.

Rudolph war noch immer als Arbeiter gekleidet, aber man bemerkte in seinem Anzuge eine gewisse Eleganz; unter seiner neuen, auf der Brust offen stehenden Blouse sah man sein rothwollenes Hemd mit mehreren silbernen Knöpfen; der Kragen eines andern Hemdes von weißer Leinward war über dem schwarzseidenen Tuche umgeschlagen, was er nachlässig um den Hals geschlungen hatte. Unter seiner himmelblauen Sammtmütze mit lakirtem Schirme

quollen einige kastanienbraune Locken hervor; tadellos gewichste Stiefeln ersetzten die schweren mit Nägeln beschlagenen Schuhe, die er am Abend vorher getragen hatte, und ließen einen hübschen Fuß erkennen, der um so kleiner aussah, als er aus weiten Beinkleidern von olivengrünem Sammet hervorkam.

Dieser Anzug schadete durchaus dem zierlichen Wuchse Rudolphs nicht, in dem sich Anmuth, Gewandtheit und Kraft verbanden.

Unsere Kleidungsstücke sind so häßlich, daß man nur gewinnen kann, wenn man sie mit andern, und wären es die gewöhnlichsten, vertauscht.

Die Wirthin saß auf der Schwelle ihrer Thüre, als Rudolph erschien.

„Ihre Dienerin, junger Herr! Sie wollen gewiß das Geld haben, das Sie von Ihren zwanzig Francs herauszubekommen haben,“ sagte sie mit einer gewissen Demüthigkeit, da sie nicht zu vergessen wagte, daß der Besieger des Chourineurs den Abend vorher einen Louisd'or auf ihren Tisch geworfen hatte. „Sie bekommen 17 Livres 10 Sous zurück. — Und noch etwas — man fragte gestern nach Ihnen, — ein großer, gutgekleideter Mann, der eine kleine Frau in Herrentracht führte. Sie haben mit dem Chourineur vom Besten getrunken.“

„Ah! — Sie haben mit dem Chourineur getrunken? Und was sprachen sie mit ihm?“

„Wenn ich sagte, sie hätten getrunken, so war das nicht ganz richtig, denn sie nippten nur einmal aus ihren Gläsern und —“

„Ich frage, was sie mit dem Chourineur gesprochen haben?“

„Sie sprachen von Dem und Jenem — vom Roth-Arm, vom Regen und vom schönen Wetter.“

„Sie kennen den Roth-Arm?"

„Im Gegentheile, der Chourineur sagte ihnen, wer er sei, und wie Sie ihn geprügelt hätten —"

„Es ist gut. Deswegen komme ich nicht."

„Sie verlangen Ihr Geld?"

„Ja — und ich will mit der Nachtigall auf's Land gehen."

„Das geht nicht an, mein schöner Herr."

„Warum nicht?"

„Sie könnte mir nicht wiederkommen. Ihre Kleidungsstücke gehören mir, und überdies ist sie mir noch zweihundert und zwanzig Francs schuldig für Essen und Trinken und Wohnung. Wenn sie nicht so ehrlich wäre, wie sie es ist, würde ich sie nicht weiter als bis an die Straßenecke gehen lassen, wenn nicht —"

„Die Nachtigall ist Dir zweihundert und zwanzig Francs schuldig?"

„Zweihundert zwanzig Francs und zehn Sous. — Aber was geht Sie das an? Man könnte denken, Sie wollten das Geld bezahlen. Spielen Sie den Lord?"

„Da," sagte Rudolph, indem er elf Louisd'ors auf den Schenktisch warf. „Und wie viel sind die Kleidungsstücke werth, die sie trägt?"

Die verblüffte Alte besah zweifelnd einen Louisd'or nach dem andern.

„Glaubst Du, ich gäbe dir falsches Geld? Laß es auswechseln, damit wir fertig werden. — Wie viel sind die Kleidungsstücke werth, die Du der Unglücklichen geliehen hast?"

Die Wirthin, die zwischen dem Wunsche, ein gutes Geschäft zu machen, zwischen dem Staunen darüber, so viel Geld in dem Besitze eines Arbeiters zu sehen, zwischen der Besorgniß, übervor-

theilt zu werden, und der Hoffnung, noch mehr zu verdienen ist, schwankte, schwieg einen Augenblick, dann entgegnete sie:

„Ihre Kleidungsstücke sind mindestens — hundert Francs werth.“

„Solche Lumpen? Du behältst das Geld von gestern, und ich gebe Dir noch einen Louisd'or, mehr nicht. — Wenn man sich von Dir brandschatzen läßt, — bestielt man die Armen, die ein Recht auf Almosen haben.“

„Wie Sie wollen. Ich behalte meine Sachen, die Nachtigall bleibt hier; ich kann meine Habseligkeiten verkaufen, wie ich will.“

„Möge der Teufel Dich einst braten, wie Du es verdienst! Hier ist das Geld, geh' und hole das Mädchen.“

Die Wirthin steckte das Geld ein. Sie mochte wohl glauben, der Arbeiter habe gestohlen oder eine gute Erbschaft gethan, und sagte zu ihm mit einem gemeinen Lächeln:

„Warum will denn der schöne Herr nicht selbst zu der Nachtigall hinaufgehen? — Es würde ihr Freude machen — denn, ich habe es wohl gesehen, Sie gefielen ihr gestern.“

„Geh', hole sie und sag' ihr, ich würde mit ihr auf's Land gehen, — mehr nicht. Vor Allem darf sie nicht wissen, daß ich ihre Schuld bezahlt habe.“

„Warum nicht?“

„Was geht es Dich an?“

„Na mir ist es schon recht, und am Ende auch lieber, wenn sie glaubt, sie sei noch meine Schuldnerin.“

„Wirst Du schweigen und hinaufgehen?“

„Ach du lieber Gott, welch' erschreckliches Gesicht! Wehe denen, mit welchen Sie anbinden. — Ich gehe schon, ich gehe.“

Die Wirthin ging.

Einige Minuten nachher kam sie zurück und sagte:

„Die Nachtigall wollte mir nicht glauben und wurde roth wie Zinnober, als ich ihr sagte, Sie wären da. Und als ich ihr gar erlaubte, den Tag über auf dem Lande zuzubringen, kam sie ganz außer sich. Zum ersten Male in ihrem Leben wollte sie mir um den Hals fallen."

„Aus Freude darüber — von Dir fortzukommen."

In diesem Augenblicke trat Marienblume ein, gekleidet wie am vorigen Abend: braunes Kleid von Alepine, orange auf dem Rücken zusammengebundener Shawl und rothcarrirtes Tuch, das nur zwei blonde Haarflechten sehen ließ.

Sie erröthete, als sie Rudolph erkannte, und schlug verlegen die Augen nieder.

„Wollen Sie den Tag über mit mir auf dem Lande zubringen?" fragte Rudolph.

„Recht gern, Herr Rudolph," antwortete die Nachtigall, „da es Madame erlaubt."

„Ich gebe Dir die Erlaubniß, weil Du folgsam gewesen bist," sagte die Wirthin. „Komm' und gieb mir einen Kuß."

Und die alte Hexe hielt dem Mädchen ihr gemeines kupferiges Gesicht hin.

Die Arme überwältigte ihren Widerwillen und hielt ihre Stirn den Lippen der Wirthin hin; Rudolph aber stieß die Alte mit einem kräftigen Elnbogenstoße hinter ihren Schenktisch, nahm den Arm der Marienblume und ging unter den Flüchen und Verwünschungen der Wirthin hinaus.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Rudolph," sagte die Nachtigall, — „sie wird Ihnen etwas an den Kopf werfen. Sie ist so boshaft."

„Beruhigen Sie sich, mein Kind. Aber was ist Ihnen? Sie scheinen so verlegen zu sein, so traurig? Gehen Sie nicht gern mit mir?“

„Im Gegentheile — aber — Sie führen mich.“

„Nun?“

„Sie sind ein Arbeiter — es könnte Ihrem Herrn Jemand sagen, daß er Sie mit mir gesehen — und das könnte Ihnen nachtheilig sein.“

Und die Nachtigall zog sanft ihren Arm zurück und setzte hinzu:

„Gehen Sie allein — ich gehe hinter Ihnen bis an die Barriere. — Sind wir im Freien, dann können wir mit einander gehen.“

„Fürchten Sie nichts,“ sprach Rudolph, den dieses Zartgefühl rührte und der den Arm des Mädchens wieder nahm; „mein Herr wohnt nicht in dieser Gegend, und übrigens nehmen wir auf dem Quai des Fleurs einen Fiacre.“

„Wie Sie wollen, Herr Rudolph. Ich sagte es blos, um Ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen.“

„Ich glaube es und danke Ihnen. Aber sprechen Sie offen, ist es Ihnen gleichgiltig, wohin wir gehen?“

„Ganz gleich, Herr Rudolph, wenn es nur ins Freie ist. Es ist so schön! Wissen Sie, daß ich seit fünf Monaten nicht weiter als bis zum Blumenmarkte gekommen bin?“

„Und Sie besuchten diesen Markt, um Blumen zu kaufen?“

„Ach nein; ich hatte kein Geld; ich kam nur, um die Blumen zu sehen, um ihren Wohlgeruch zu athmen. In der halben Stunde, welche ich auf dem Markte umhergehen durfte, war ich so zufrieden und glücklich, daß ich alles vergaß.“

„Und wann Sie zu der Wirthin — in jene häßlichen Straßen zurückkamen?"

„Da war ich trauriger als vorher, und ich mußte meine Thränen mit Gewalt zurückpressen, damit ich keine Schläge bekäme. Auf dem Markte sah ich besonders die jungen netten Mädchen so gern, die mit einem schönen Blumenstocke im Arme ganz vergnügt dahingingen."

„Sie würden sich gewiß gefreut haben, wenn Sie nur einige Blumen am Fenster gehabt hätten?"

„Gewiß, Herr Rudolph. Denken Sie sich, einmal schenkte mir die Wirthin an ihrem Namenstage, da sie meine Vorliebe für die Blumen kannte, einen kleinen Rosenstock. Ach, wie glücklich war ich darüber! Ich fühlte keine Langeweile mehr, sah nur immer meinen Rosenstock an, zählte seine Blätter, seine Blüthen — Aber die Luft ist schlecht in der Cité; nach zwei Tagen fing er an zu welken — und da, aber Sie werden mich auslachen, Herr Rudolph."

„Nein, nein, erzählen Sie nur weiter."

„Nun, da bat ich die Wirthin um die Erlaubniß, ausgehen und mein Rosenstöckchen spazieren tragen zu dürfen, — ja, als wenn ich ein Kind herumtrüge. Ich ging mit ihm auf den Quai und dachte mir, das würde ihm wohlthun, wenn er bei den andern Blumen wäre in der reinen schönen Luft. Ich benetzte seine armen Blätter mit dem schönen Wasser der Fontaine und stellte ihn dann eine gute Viertelstunde in die Sonne, daß er abtrockne. Das arme Rosenstöckchen sah in der Cité nie die Sonne, denn in unserer Straße scheint sie nur bis auf das Dach. — Endlich ging ich wieder nach Hause — Ich versichere Sie, Herr Rudolph, daß ich durch dieses Spazierengehen meinen Rosenstock vielleicht

zehn Tage länger erhalten habe, als er ohnedies gelebt haben würde."

„Das glaube ich wohl, und es war ein großer Verlust für Sie, als er einging?"

„Ich habe geweint. Und sehen Sie, Herr Rudolph, Ihnen kann ich es wohl sagen, denn Sie sehen ein, daß man auch die Blumen lieben kann... ich dankte es ihm fast, daß... aber diesmal werden Sie mich gewiß auslachen...

„Nein, nein, ich liebe die Blumen auch und kann mir es recht wohl denken, daß sie selbst zu Thorheiten Veranlassung geben können."

„Nun, ich dankte es ihm, dem Rosenstöckchen, daß es so lieblich blühete für mich, ob ich gleich — ... trotz dem, daß ich..."

Das Mädchen ließ den Kopf sinken und Schamröthe überzog ihr Gesicht.

„Unglückliches Kind, bei dem Bewußtsein Ihrer schrecklichen Lage mußten Sie oft..."

„Das Bedürfniß fühlen, ihr ein Ende zu machen, Herr Rudolph?" sagte die Nachtigall, indem sie ihren Begleiter unterbrach. „Ja, ich habe mehr als einmal über diese Lehne nach der Seine gesehen, dann aber betrachtete ich wieder die Blumen, die Sonne... und sagte zu mir: der Fluß ist immer da; ich bin erst siebenzehn Jahre alt... Wer weiß?"

„Als Sie sagten: wer weiß?... da hofften Sie...?

„Ja..."

„Und was hofften Sie?"

„Ich weiß es nicht... ich hoffte... ja, ich hoffte fast gegen meinen Willen... In solchen Augenblicken war es mir, als hätte ich mein Schicksal nicht verdient, als läge etwas Gutes in mir.

Ich sagte zu mir: man hat mich sehr gemißhandelt, aber ich habe doch Niemandem etwas zu Leide gethan...; hätte ich Jemanden gehabt, der mir guten Rath gegeben, so wäre ich nicht was ich bin... Ich muß sagen, daß mir diese Gedanken besonders nach dem Verluste meines Rosenstockes kamen," setzte die Nachtigall mit einer ernsten Miene hinzu, über die Rudolph lachen mußte.

„Immer dieser große Schmerz!" sagte er.

„Ja, sehen Sie ihn hier."

Und sie zog aus ihrer Tasche ein kleines Packet sorgfältig beschnittenes und mit einer rosa Schleife zusammengebundenes Holz.

„Sie haben das Stöckchen aufbewahrt?"

„Das glaube ich... Es ist ja alles, was ich in der Welt besitze."

„Sonst haben Sie gar nichts?"

„Nichts."

„Aber dieses Korallenhalsband?"

„Gehört der Wirthin."

„Sie besitzen also nicht einmal ein Häubchen, ein Tuch, ein Taschentuch?"

„Nein, nichts, gar nichts... als die dürren Zweige meines armen Rosenstöckchens. Deshalb sind sie mir so werth."

Bei jedem Worte verdoppelte sich das Staunen Rudolphs; er konnte diese entsetzliche Sclaverei, diesen schrecklichen Verkauf von Leib und Seele für eine armselige Wohnung, einige Lumpen und eine ärmliche Nahrung nicht begreifen *).

---

*) Wenn es uns erlaubt wäre, in Details einzugehen, vor denen wir zurückschaudern, würden wir beweisen, daß eine solche Leibeigenschaft existirt; daß die Polizeigesetze von der Art sind, daß eine Unglückliche, die oft durch ihre Verwandten verkauft und

Rudolph und das Mädchen gelangten an den Blumen=Kai, wo ein Fiacre wartete. Rudolph ließ die Nachtigall einsteigen, stieg nach ihr selbst ein und sagte zu dem Kutscher:

„Nach St. Denis. Später werde ich Dir den Weg nennen, den Du einzuschlagen hast.“

Der Wagen fuhr ab; die Sonne stand strahlend an dem wolkenlosen Himmel; die etwas frische Luft strich durch die heruntergelassenen Wagenfenster.

„Ein Frauenmantel!“ rief die Nachtigall, als sie bemerkte, daß sie auf diesem Kleidungsstücke saß, das sie bis dahin nicht gesehen hatte.

„Ja, er ist für Sie. Ich nahm ihn mit, damit Sie nicht frieren sollten; hüllen Sie sich hinein.“

Das arme Mädchen, das an solche zuvorkommende Behandlung nicht gewöhnt war, sah Rudolph mit Verwunderung an. Die Art von Furcht, die er ihr einflößte, nahm zu, sowie die unklare Traurigkeit, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Mein Gott! Herr Rudolph, wie gütig Sie sind! Ich schäme mich.“

„Weil ich gut bin?“

„Nein, aber... Sie scheinen heute nicht mehr so zu sprechen wie gestern; Sie kommen mir ganz anders vor.“

„Nun, gefiel Ihnen der gestrige Rudolph mehr oder gefällt Ihnen der heutige besser?“

---

in diesen Abgrund gestoßen wurde, gleichsam verurtheilt ist, lebenslänglich darin zuzubringen; daß ihre Reue, ihre Gewissenspein ihr nichts nützen und daß es ihr fast materiell unmöglich ist, aus diesem Schmutze sich herauszuarbeiten. (Man vergl. das treffliche Werk des Dr. Parent=Duchatelet.)

„Ich sehe Sie lieber so wie Sie jetzt sind... Indessen war mir es gestern, als stände ich Ihnen eher gleich..."

Sie lenkte indeß sogleich ein, da sie fürchtete, Rudolph beleidigt zu haben, und fuhr fort: „Wenn ich sage Ihres Gleichen, Herr Rudolph, so weiß ich recht wohl, daß dies nicht möglich ist..."

„Etwas wundert mich an Ihnen, Marienblume."

„Was, Herr Rudolph?"

„Sie scheinen zu vergessen, was Ihnen die Eule gestern von Ihren Eltern sagte, daß sie Ihre Mutter kenne..."

„Ach nein, ich habe das nicht vergessen; ich dachte die ganze Nacht darüber nach und habe viel geweint; aber ich bin überzeugt, daß es nicht wahr ist, daß die Einäugige die Geschichte ersonnen hat, um mir Schmerz zu machen."

„Es ist aber doch möglich, daß die Eule besser unterrichtet ist, als Sie glauben. Würden Sie sich nicht glücklich fühlen, Ihre Mutter wieder zu finden?"

„Ach, Herr Rudolph, warum sollte ich wünschen meine Mutter wieder zu finden, wenn sie mich nicht geliebt hat? Sie würde mich gar nicht sehen mögen. Hat sie mich aber geliebt,... welche Schande würde ich ihr machen! Sie grämte sich vielleicht todt."

„Wenn Ihre Mutter Sie geliebt hat, wird sie Ihnen verzeihen und Sie wieder lieben... Hat sie Sie absichtlich verlassen und sie sieht, in welche schreckliche Lage Sie dadurch gekommen sind, so wird ihre Schaam Sie rächen."

„Was nützt mir die Rache? Und dann, wenn ich mich rächte, würde ich glauben kein Recht mehr zu haben, mich für unglücklich zu halten. Das tröstet mich doch oft..."

„Sie haben vielleicht Recht... Sprechen wir nicht mehr davon..."

In diesem Augenblicke kam der Wagen bei St. Ouen, an der Stelle an, wo sich die Straße von St. Denis und der Weg des Aufruhrs (chemin de la révolte) theilen.

Trotz der Eintönigkeit der Landschaft war das Mädchen so entzückt, Felder, wie sie sagte, zu sehen, daß sie die traurigen Gedanken vergaß, welche die Erinnerung an die Eule in ihr geweckt hatte, und die Freude ihr reizendes Gesicht verklärte. Sie neigte sich aus dem Schlage hinaus, klatschte in die Hände und sprach:

„Herr Rudolph, welches Glück! Gras! Felder! Wenn Sie mir erlauben wollten auszusteigen... es ist so schön! Ich möchte so gern auf diesen Wiesen gehen!“

„Wir wollen gehen, mein Kind... Kutscher, halte hier.“

„Auch Sie, Herr Rudolph?“

„Ich auch... ich mache mir eine Freude daraus.“

„Welches Glück, Herr Rudolph!“

Rudolph und die Nachtigall faßten einander an die Hand und liefen sich fast athemlos auf einer Wiese, auf welcher vor kurzem erst das Grummet abgemähet worden war.

Es würde unmöglich sein, die Sprünge, die Ausrufungen der Freude und das Entzücken des Mädchens zu beschreiben. Die arme so lange gefangen gehaltene Gazelle sog die freie Luft mit Wonnegefühl in sich. Sie lief hin und her, blieb stehen und lief unter neuem Jubel wieder fort.

Bei dem Anblicke einiger Blümchen, die sich noch erhalten hatten, konnte sie einen neuen Ausbruch ihrer Freude nicht unterdrücken, und sie pflückte alle ab.

Nachdem sie so auf der Wiese umhergesprungen und bald müde geworden, denn sie war daran nicht gewöhnt, blieb sie stehen,

um Athem zu schöpfen, und setzte sich auf einen Baumstamm nieder, der an einem tiefen Graben lag.

Der durchscheinende weiße Teint des Mädchens erhielt eine lebhaftere Farbe als gewöhnlich. Ihre großen blauen Augen strahlten ein mildes Feuer aus, ihr rosiger, schnell athmender Mund ließ zwei Reihen feuchter Perlen sehen, — ihr Busen wogte unter dem alten kleinen orange Shawl; sie legte die eine Hand auf ihr Herz, als wollte sie dasselbe beruhigen, während sie mit der andern Rudolph den Strauß von Feld- und Wiesenblumen reichte, die sie gepflückt hatte.

Es giebt nichts Reizenderes als den Ausdruck der unschuldigen und reinen Freude, die auf diesem ehrlichen Gesichte strahlte.

Als sie wieder sprechen konnte, sagte sie mit dem Tone tiefen Glückes und fast religiöser Dankbarkeit zu Rudolph:

„Wie gütig ist doch der liebe Gott, daß er uns einen so schönen Tag giebt!"

In die Augen Rudolphs trat eine Thräne, als er das arme, verlassene, verachtete, schutz- und brodlose Mädchen so ihr Glück und ihre Dankbarkeit gegen den Schöpfer aussprechen hörte, weil sie einen Sonnenstrahl und eine Wiese sah...

Ein völlig unvorhergesehenes Ereigniß riß Rudolph aus seiner Betrachtung.

XI.

Die Ueberraschung.

Die Nachtigall hatte sich, wie erwähnt, auf einen Baumstamm gesetzt, der am Rande eines tiefen Grabens lag.

Mit einem Male richtete sich ein Mann in diesem Graben auf und brach in ein fürchterliches Gelächter aus.

Die Nachtigall drehte sich mit einem Schrei des Entsetzens um.

Es war der Chourineur.

„Erschrecke nicht, meine Tochter," sagte er, als er das Mädchen ansah, die sich zu ihrem Begleiter flüchtete. „Ein famoses Zusammentreffen, Herr Rudolph, nicht wahr? Das erwarten Sie nicht —, ich auch nicht." — Ernst setzte er sodann hinzu: „Sehen Sie, Herr Rudolph, — man mag sagen, was man will — aber es ist was in der Luft — da oben — über unsern Köpfen, — die Leute nennen es Gott, meinetwegen! Es ist, als sagte es zu dem Menschen: Geh', wie ich Dich treibe, — und es hat Sie hierher getrieben. 's ist wunderbar."

„Was thust Du hier?" fragte Rudolph verwundert.

„Ich wache für Sie, mein Meister. — Aber wie geht es zu, daß Sie grade in die Nähe meiner Sommerwohnung kommen? — Darin liegt etwas, wahrhaftig, es liegt etwas darin."

„Noch einmal, was thust Du hier?"

„Sie sollen es sogleich erfahren, lassen Sie mir nur die Zeit, einmal auf Ihr einspänniges Observatorium hinaufsteigen."

Und der Chourineur lief nach dem Fiacre hin, der in geringer Entfernung hielt, sah sich in der weiten Ebene ringsum und kam dann schnell zu Rudolph zurück.

„Wirst Du mir nun erklären, was alles dies zu bedeuten hat?"

„Geduld! Geduld, Meister! Noch ein Wort, welche Zeit ist es?"

„Halb ein Uhr," sagte Rudolph, nachdem er nach seiner Uhr gesehen hatte.

„Gut, wir haben noch Zeit. — In einer halben Stunde wird die Eule hier sein."

„Die Eule!" riefen Rudolph und das junge Mädchen gleichzeitig.

„Ja, die Eule. — Mit zwei Worten, Meister, ist die Geschichte so: gestern, als Sie das Wirthshaus verlassen haben kamen —"

„Ein großer Mann mit einer Frau in Herrenkleidern; sie fragten nach mir. Ich weiß das schon. Dann?"

„Dann ließen sie mir einschenken und wollten mich über Sie ausfragen, — aber ich mochte nichts sagen, weil Sie mir nichts mitgetheilt hatten, als die Prügel, mit denen Sie mich regalirten. Ich wußte nichts von Ihren Geheimnissen. Wenn ich aber auch etwas gewußt hätte, ich würde nichts gesagt haben. Wir halten zusammen, Meister Rudolph, auf Leben und Tod. — Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, warum ich eine Anhänglichkeit gegen Sie fühle, wie ein Hund für seinen Herrn —, aber es bleibt sich gleich. Sie ist stärker als ich, — ich kümmere mich nicht mehr darum — 's ist Ihre Sache —"

„Ich danke Dir —, aber fahre fort —"

„Der große Mann und die kleine Frau in Mannskleidern gingen fort, da sie sahen, daß von mir nichts zu erfahren war, und ich ging auch, — sie nach dem Justizpalaste, ich nach der Notre-Dame zu. Als ich am Ende der Straße war, merkte ich, daß es mir zu arg regnete. Ganz in der Nähe war ein eingerissenes Haus, und ich dachte bei mir: Wenn der Platzregen lange anhält, werde ich hier eben so gut schlafen, wie in meiner Schlafstelle. Ich kletterte also in eine Art Keller hinunter, wo ich im Trocknen war, legte mich hin und lag wie ein König —"

„Nachher — nachher? —"

„Wir hatten mit einander getrunken, Herr Rudolph; — ich hatte dann auch mit dem großen Manne und der kleinen Frau in Mannskleidern getrunken, und Sie können sich denken, daß mir der Kopf etwas schwer war. — Ueberdies schlafe ich nie lieber und leichter ein, als wenn ich den Regen plätschern höre. Ich fing also an einzudußeln, hatte aber nicht lange so gelegen, als mich ein Lärm mit einem Male weckte; es war der Schulmeister, der ganz freundschaftlich mit einem Andern sprach. — Donnerwetter! — was erkannte ich? — die Stimme des Langen, der mit der kleinen Frau in's Wirthshaus gekommen war."

„Sie sprachen mit dem Schulmeister und der Eule?" fragte Rudolph höchst erstaunt.

„Mit dem Schulmeister und der Eule — und sie beredeten sich untereinander, den andern Tag wieder zusammenzukommen —"

„Das ist heute?" — fiel Rudolph ein.

„Um ein Uhr." —

„Also jetzt!"

„Da, wo der Weg von St. Denis und der Chemin de la Révolte zusammenstoßen.“

„Hier also?“

„Wie Sie sagen, Herr Rudolph — hier auf dieser Stelle —“

„Der Schulmeister! — Nehmen Sie sich in Acht, Herr Rudolph,“ fiel Marienblume ein.

„Beruhige Dich —, er soll nicht kommen, sondern nur die Eule —“

„Wie ist dieser Mann zu jenen beiden Elenden gekommen?“ fragte Rudolph.

„Das weiß ich wahrhaftig nicht. — Vielleicht wachte ich erst auf, als die Sache bald zu Ende war, — denn der Lange sprach von seinem Taschenbuche, das er wieder haben wollte und das die Eule hierher bringen soll — gegen 500 Francs. Wahrscheinlich hatte ihn der Schulmeister erst bestohlen, und dann sprachen sie in aller Freundschaft mit einander.“

„Seltsam!“

„Das erschreckt und ängstigt mich um Ihretwillen, Herr Rudolph,“ sagte das Mädchen.

„Herr Rudolph ist kein Kind, Mädchen; — aber, wie Du sagst — es könnte etwas gegen ihn im Werke sein — und deshalb bin ich da.“

„Weiter! weiter!“

„Der Große und die Kleine versprachen dem Schulmeister 2000 Francs, wenn er —; was er thun soll, weiß ich nicht. Die Eule sollte hierher kommen, die Brieftasche mitbringen, erfahren, was zu thun sei, und es dem Schulmeister mittheilen, der das Uebrige übernimmt.“

Das Mädchen erbebte.

Rudolph lächelte verächtlich.

„Zweitausend Francs Ihretwegen! — Herr Rudolph — für mich gäbe Niemand hundert Sous — wer sind Sie denn?"

„Das sollst Du bald erfahren."

„Abgemacht, Herr Rudolph — Als ich der Eule diesen Vorschlag machen hörte, sagte ich zu mir: Du mußt wissen, wo diese reichen Leute zu Hause sind, die den Schulmeister gegen den Herrn Rudolph hetzen wollen; — man kann nicht wissen, — vielleicht ist das gut. Als sie sich entfernt, kletterte ich heraus und schlich ihnen nach. An der Notre-Dame stiegen sie in einen Fiacre, ich hinten auf, und so kamen wir auf den Boulevard de l'Observatoire. Es war finster wie in einen Backofen; ich konnte nichts sehen und schnitt einen Baum an, um mich am andern Tage wieder zurecht zu finden."

„Sehr gut —"

„Diesen Morgen ging ich wieder hin. — Zehn Schritte von meinem Baume sah ich ein Gäßchen, daß durch eine Barriere getrennt war, — in dem Kothe kleine Fußtapfen und große Fußtapfen — am Ende des Gäßchens ein Haus, und in diesem Hause müssen sie wohnen."

„Ich danke Dir, Du erzeigst mir, ohne es zu wissen, einen großen Dienst —"

„Bitte um Entschuldigung, Herr Rudolph — ich dachte mir es wohl, und deshalb that ich es."

„Ich weiß es und möchte Dir es anders als durch meinen Dank vergelten können —, leider bin ich aber nur ein armer Teufel von einem Arbeiter — obgleich man, wie Du sagst, 2000 Francs giebt, um etwas gegen mich zu unternehmen. — Ich werde Dir das erklären."

„Gut, wenn Sie es thun wollen, — wollen Sie es nicht, so bleibt es sich auch gleich — Man unternimmt etwas gegen Sie —, ich widersetzte mich —. Das Uebrige geht mich nichts an."

„Ich errathe, was man will — höre mich wohl an —. Ich habe ein Geheimniß, das Elfenbein der Fächerstäbchen durch eine Maschine zu schneiden, aber dieses Geheimniß ist nicht allein mein Eigenthum —; ich warte auf meinen Freund, um das Verfahren im Großen auszuführen, und wahrscheinlich will man sich des Modelles der Maschine, das ich bei mir habe, um jeden Preis bemächtigen, denn durch diese Entdeckung ist viel Geld zu verdienen."

„Der Große und die Kleine sind also —?"

„Fabrikanten, bei denen ich arbeite und denen ich mein Geheimniß nicht mittheilen wollte —"

Diese Entdeckung genügte dem Chourineur, dessen Verstand nicht eben sehr entwickelt war und der fortfuhr:

„Nun versteh' ich — seht doch die armen Schlucker! Und sie haben nicht einmal den Muth, ihren schlechten Streich selbst auszuführen —. Aber damit ich nur fertig werde, — diesen Morgen dachte ich bei mir: ich kenne den Ort der Zusammenkunft der Eule und des Großen, ich werde sie erwarten, ich habe gute Beine; mein Herr vom Holzhofe wird auch warten —. Ich komme nun hieher, und die arme Nachtigall setzt sich gerade an meinem Parke nieder — da mußt' ich mir einen Spaß erlauben, und ich schrie so gewaltig —"

„Welchen Plan hast Du nun?"

„Ich warte auf die Eule, die gewiß zuerst ankommt, und suche zu hören, was sie zu dem Großen sagt, weil Ihnen das vielleicht von Nutzen sein kann. — Von hier aus kann man die

ganze Ebene übersehen — das Stelldichein ist nur ein paar Schritte von hier, dort wo die Straßen zusammenstoßen —. Es läßt sich wetten, daß sie sich hier niedersetzen Wenn sie nicht hieherkommen — wenn ich nichts höre, so falle ich über die Eule her, bezahle ihr, was sie noch wegen des Zahnes der Nachtigall gut hat, und drehe ihr den Hals um, bis sie mir den Namen der Eltern des armen Mädchens nennt. — Was sagen Sie zu meinem Plänchen, Herr Rudolph?"

„Ich finde es ganz gut, aber etwas mußt Du daran ändern."

„Ach, Chourineur, meinetwegen fang' keinen schlechten Zank an —. Wenn Du die Eule schlägst, wird der Schulmeister —"

„Genug, mein Kind —. Die Eule geht durch meine Hände — Donnerwetter! Gerade weil der Schulmeister ihr Vertheidiger ist, erhält sie das Doppelte."

„Höre mich an," fiel Rudolph ein, indem er sich einige Schritte von dem Mädchen entfernte und leise sprach — „Ich habe ein besseres Mittel, die Nachtigall wegen der boshaften Mißhandlung durch die Eule zu rächen. Ich werde Dir das später sagen, — jetzt sage mir, willst Du mir einen wirklichen Dienst erzeigen?"

„Sprechen Sie, Herr Rudolph."

„Die Eule kennt Dich nicht?"

„Ich habe sie gestern zum ersten Mal in dem Wirthshause gesehen."

„Du versteckst Dich, kommst aber aus Deinem Loche heraus, wenn Du siehst, das sie ganz nahe ist —"

„Um ihr den Hals umzudrehen?"

„Nein — das später — heute mußt Du sie blos verhindern, mit dem Großen zu sprechen —. Er wird nicht wagen heranzukommen, wenn er sieht, daß Jemand bei ihr ist — Kommt er

doch, so verlaß sie keine Minute — er wird ihr dann seine Anträge nicht machen können —"

Wenn der Mann mich für neugierig hält, so weiß ich, was ich zu thun habe — er ist weder ein Schulmeister, noch ein Herr Rudolph —"

„Ich kenne den Mann, er wird sich nicht an Dir reiben."

„Auch gut. — Ich folge der Eule wie ihr Schatten — Der Mann soll kein Wort sagen, das ich nicht höre —"

„Wenn sie ein anderes Stelldichein verabreden, so erfährst Du es, weil Du sie nicht verläßt — übrigens wird schon Deine Gegenwart hinreichen, den Mann in der Entfernung zu halten."

„Gut, gut. Und dann geht es über die Eule her?"

„Noch nicht. — Die Einäugige weiß nicht, ob Du ein Dieb bist oder nicht?"

„Nein; der Schulmeister müßte ihr denn gesagt haben, daß das mein Fach nicht ist."

„Hat er ihr dies gesagt, so stellst Du Dich, als hättest Du Dich anders besonnen."

„Ich?"

„Ja Du."

„Donnerwetter! — Herr Rudolph — sagen Sie mir — hm, hm! — Das geht nicht."

„Du kannst thun, was Du willst, — wirst aber sehen, daß ich dir nichts Schlechtes zumuthe."

„Darüber bin ich ruhig."

„Mit Recht —"

„Sprechen Sie — ich werde gehorchen."

„Ist der Mann entfernt, so suchst Du die Eule zu kirren."

„Ich — die alte Hexe? Lieber schlage ich mich mit dem

Schulmeister. — Ich weiß nicht einmal, wie ich es anfangen soll, um sie nicht gleich zu packen."

„Dann wirst Du alles verderben."

„Aber was soll ich thun?"

„Die Eule wird wüthend sein, daß ihr ein so fetter Bissen entgeht, und Du suchst sie zu beruhigen, indem Du ihr sagst, Du wüßtest, wo ein gutes Geschäft zu machen wäre; Du wärest da, um einen Freund zu erwarten, und es könnte viel Geld verdient werden, wenn der Schulmeister von der Partie sein wollte."

„Nun? —"

„Nachdem Du sie eine Stunde hast warten lassen, sagst Du zu ihr: „Mein Kamerad kommt nicht — es ist aufgeschoben." Dann bestellst Du den Schulmeister und die Eule auf morgen — recht früh. — Verstehst Du?"

„So ziemlich."

„Abends um zehn Uhr kommst Du dann an die Ecke der elysäischen Felder und der Wittwen-Allee. Ich werde dort erscheinen und Dir das Uebrige sagen."

„Wenn es eine Falle sein soll, so nehmen Sie sich in Acht. — Der Schulmeister ist boshaft — Sie haben ihn geschlagen — bei dem geringsten Verdachte ist er im Stande, Sie zu ermorden."

„Sei ruhig."

„Donnerwetter! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber Sie können mit mir machen, was Sie wollen —. Es ist nicht die Verlegenheit; ein gewisses Etwas sagt mir, es soll da für den Schulmeister und die Eule eine Suppe eingebrockt werden. — Indessen — noch ein Wort, Herr Rudolph."

„Sprich."

„Ich glaube nicht, daß Sie dem Schulmeister eine Schlinge

legen wollen, um ihn von der Polizei fassen zu lassen —. Er ist ein Lump, ein schlechter Kerl, der den Tod hundertmal verdient hat, — aber mithelfen ihn arretiren zu lassen? Nein.“

„Auch ich will das nicht; aber ich habe mit ihm und der Eule ein Ei zu schälen, weil sie sich mit Leuten einlassen, die mir übel wollen, und wir Beide kommen zum Ziele, wenn Du mir helfen willst.“

„Ich bin dabei.“

„Wenn es uns gelingt,“ setzte Rudolph in ernstem, fast feierlichem Tone hinzu, der dem Chourineur auffiel, „wirst Du so stolz sein, wie damals, als Du aus dem Feuer und dem Wasser die Frau und den Mann gerettet hattest, die Dir ihr Leben verdanken.“

„Wie sagen Sie das, Herr Rudolph! Ich habe nie diesen Blick an Ihnen gesehen. — Aber schnell — schnell,“ setzte der Chourineur hinzu, „ich bemerke da unten einen weißen Punkt; das wird die Haube der Eule sein. Machen Sie fort, — ich krieche in mein Loch.“

„Und heute Abend um zehn Uhr —“

„An der Ecke der Wittwen-Allee und der elysäischen Felder.

Marienblume hatte den letzten Theil des Gesprächs zwischen dem Chourineur und Rudolph nicht gehört. Sie stieg mit ihrem Begleiter wieder in den Fiacre.

X.

Die Meierei.

Rudolph blieb nach seinem Gespräche mit dem Chourineur einige Augenblicke nachdenkend und ernst.

Marienblume, welche das Schweigen ihres Begleiters nicht zu unterbrechen wagte, sah ihn traurig an.

Rudolph richtete endlich den Kopf wieder empor und sagte mit freundlichem Lächeln zu ihr:

„Woran denken Sie? Das Zusammentreffen mit dem Chourineur ist Ihnen unangenehm gewesen, nicht wahr? Wir waren vorher so vergnügt!“

„Im Gegentheile, es ist sehr gut für uns, Herr Rudolph, da der Chourineur Ihnen nützlich sein kann.“

„Hielt man ihn unter den Stammgästen des Wirthshauses für nicht ganz verdorben?“

„Das weiß ich nicht, Herr Rudolph... Ich habe ihn vor dem gestrigen Auftritte wohl oft gesehen, aber fast nie mit ihm gesprochen... Ich hielt ihn für eben so schlecht wie die andern.“

„Denken wir nicht mehr daran, meine kleine Marienblume. Es würde mir Leid thun, wenn ich Sie betrübt hätte, da ich Ihnen doch einen heitern Tag verschaffen wollte.“

„Ach, ich bin auch ganz glücklich. So lange habe ich Paris nicht verlassen!"

„Seit Ihrer Spazierfahrt in dem Mylord mit der Lachtaube?"

„Ja, Herr Rudolph... Das war im Frühjahr; aber es macht mir jetzt fast eben so viele Freude, ob es gleich fast Winter ist. Wie schön die Sonne scheint! Sehen Sie da unten die kleinen rosa Wolken... und den Hügel da mit dem hübschen weißen Häuschen unter den Bäumen!... Sie haben noch Blätter! Das ist wunderbar im November, nicht wahr, Herr Rudolph?... In Paris fallen die Blätter so bald ab!... Und da unten... Der Flug Tauben! Sie lassen sich auf dem Dache einer Mühle nieder... Auf dem Lande wird man doch nicht müde sich umzusehen."

„Ich sehe mit Vergnügen, wie empfänglich Sie für diese unbedeutenden Umstände sind, welche den Reiz der Landschaft ausmachen."

Und wirklich, je länger das junge Mädchen das stille lachende Landschaftsbild betrachtete, das sich vor ihnen ausbreitete, desto mehr klärte sich von neuem ihr Gesicht auf.

„Und dort unten das Strohfeuer auf dem Felde... Wie der schöne weiße Rauch zum Himmel emporsteigt! Und der Pflug mit den beiden dicken Schimmeln! Wäre ich ein Mann, ich zöge den Stand des Landmannes allen andern vor... So mitten in einer stillen Ebene zu sein, seinem Pfluge zu folgen und in der Ferne den großen Wald zu sehen, — bei einem Wetter wie heut zum Beispiel... man könnte jene etwas traurigen Lieder singen, die Einem die Thränen in die Augen bringen... wie „Genoveva von Brabant." Kennen Sie das Lied „Genoveva von Brabant," Herr Rudolph?"

„Nein, mein Kind; aber wenn Du recht artig bist, sollst Du mir es vorsingen, sobald wir die Meierei erreicht haben.“

„Ach, wir fahren in eine Meierei, Herr Rudolph?“

„Ja, zu der Meierei meiner Amme, einer guten, würdigen Frau, die mich erzogen hat.“

„Und wir können da Milch bekommen?“ fragte das Mädchen und klatschte in die Hände.

„Pfui! — Milch... vortrefflichen Rahm, wenn Sie wollen, Butter, welche die Frau in unserer Gegenwart macht, und ganz frische Eier.“

„Die wir selbst aus dem Neste holen?“

„Gewiß.“

„Und wir sehen die Kühe im Stalle?“

„Das steht uns frei.“

„Wir gehen auch in die Milchwirthschaft?“

„Auch dahin.“

„Und in das Taubenhaus?“

„Auch in das Taubenhaus.“

„Ach, Herr Rudolph,.... das klingt ganz unglaublich! Wie will ich mich freuen! Welch' schöner Tag... welch' schöner Tag!“ rief das Mädchen, außer sich vor Freude.

Mit einem Male aber dachte die Unglückliche daran, daß sie nach diesen Stunden der Freiheit auf dem Lande in ihren düstern Aufenthalt in der Stadt zurückkehren müßte, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte.

Verwundert fragte Rudolph das Mädchen:

„Was haben Sie, Marienblume? Was bekümmert Sie?“

„Nichts..., nichts, Herr Rudolph,“ und sie wischte die Thräne ab und versuchte zu lächeln... „Verzeihen Sie mir, daß ich trau-

rig wurde... achten Sie nicht darauf... es ist nichts, wahrhaftig... nur ein Einfall... ich werde gleich wieder lustig sein.

„Sie waren ja aber eben noch so heiter!"

„Eben deshalb..." antwortete Marienblume aufrichtig, indem sie ihre noch thränenfeuchten Augen zu Rudolph aufschlug.

Diese Worte eröffneten Rudolph das Verständniß; er errieth alles. Um die traurigen Gedanken des Mädchens zu zerstreuen, sagte er lächelnd zu ihr:

„Ich wette, daß Sie an Ihren Rosenstock dachten... Sie bedauern gewiß, daß er nicht auch die Spazierfahrt nach der Meierei mitmachen kann."

Das Mädchen nahm diesen Scherz zum Vorwande, um zu lächeln; allmälig verzog sich die leichte Wolke des Trübsinns von ihrem Geiste wieder; sie wollte nur die Gegenwart genießen und an die Zukunft nicht denken.

Der Wagen kam bei St. Denis an; man sah die hohe Kirchthurmspitze von weitem.

„Ach, der schöne Kirchthurm!" rief das Mädchen aus.

„Es ist der Thurm von St. Denis, eine prächtige Kirche. Wollen Sie dieselbe sehen? Wir lassen den Kutscher halten."

Das Mädchen schlug die Augen nieder.

„Seit ich bei der Wirthin bin, habe ich keine Kirche betreten; ich wagte es nicht. Im Gefängnisse dagegen sang ich so gern in der Messe!"

„Gott ist ja gnädig und gütig; warum wollen Sie sich schämen zu beten und eine Kirche zu betreten?"

„Ach nein, nein, Herr Rudolph...; es wäre gewiß sündhaft. Es ist schon genug, den gütigen Gott auf andere Weise zu beleidigen."

Nach einer Pause sagte Rudolph zu der Nachtigall: „Haben Sie bis jetzt einen Mann geliebt?"

„Niemals, Herr Rudolph."

„Und warum nicht?"

„Sie haben die Leute gesehen, welche das Haus besuchen... Und dann muß man unbescholten sein, um lieben zu können."

„Wie so?"

„Nur von sich abhängen,... im Stande sein... Aber, wenn es Ihnen recht ist, Herr Rudolph, so bitte ich Sie, davon nicht zu sprechen."

„Es sei, Marienblume; wir wollen von etwas anderem reden... Aber warum sehen Sie mich so an? Ihre schönen Augen haben sich schon wieder mit Thränen gefüllt? Habe ich Sie betrübt?"

„Ach nein, im Gegentheile: aber Sie sind so gütig gegen mich, daß ich weinen muß, und dann nennen Sie mich auch nicht Du... und dann ist es fast, als hätten Sie mich hierher gebracht, blos um mir eine Freude zu machen, so vergnügt sehen Sie aus, wenn ich heiter bin. Nicht genug, daß Sie mich gestern vertheidigten, Sie bereiteten mir auch heute einen solchen Tag."

„Sie fühlen sich also wirklich glücklich?"

„Ich werde dieses Glück lange, lange nicht vergessen."

„Das Glück ist so selten."

„Ja wohl, so selten."

„Ich mache mir bisweilen das Vergnügen, mir allerlei zu wünschen, was ich nicht habe und was ich wohl haben möchte. Bauen Sie sich nicht bisweilen solche Luftschlösser?"

„Sonst, ja, im Gefängnisse. Ehe ich zu der Wirthin kam, baute ich mir Luftschlösser und sang; jetzt geschieht dies nur selten... Und was wünschen Sie sich, Herr Rudolph?"

„Ich möchte reich sein, sehr reich, Bedienten, Equipagen, ein großes Haus haben, die vornehme Welt besuchen, alle Tage in das Theater gehen. Und Sie, Marienblume?“

„Ich bin bescheidener in meinen Wünschen; ich wünsche nur so viel, um die Wirthin bezahlen zu können; etwas Geld, um ohne Sorgen leben zu können, bis ich Arbeit fände; ein hübsches, nettes Zimmerchen, von dem aus ich bei der Arbeit Bäume sähe...“

„Viele Blumen im Fenster...“

„Ach ja..., auf dem Lande zu wohnen, wenn es möglich wäre, weiter nichts.“

„Ein Stübchen und Arbeit, das ist nothwendig; aber wenn man einmal wünscht, kann man wohl etwas weiter gehen. Möchten Sie nicht Wagen, Diamanten, schöne Kleider haben?“

„So viel wünsche ich nicht,... nur meine Freiheit, auf dem Lande zu leben und die Ueberzeugung, nicht in dem Hospital zu sterben... Das besonders, — nicht da zu sterben.-. Sehen Sie, Herr Rudolph, mir fällt dies oft ein, und es ist ein schrecklicher Gedanke.“

„Ja wir Armen...“

„Nicht wegen der Armuth meine ich, — sondern nachher wenn man todt ist.“

„Nun?“

„Wissen Sie nicht, Herr Rudolph, was nachher geschieht?“

„Nein.“

„Ich kannte ein Mädchen in dem Gefängnisse... Sie starb in dem Hospitale..., man überließ ihren Leichnam den Aerzten,“ flüsterte die Unglückliche und schauderte.

„Ja, das ist schrecklich. Und Sie quälen sich oft mit solchen gräßlichen Gedanken?“

„Es wundert Sie, nicht wahr Herr Rudolph? — daß ich mich schäme wegen dessen, was nach dem Tode geschieht. Ach, mein Gott... man läßt mir ja nur diese Schaam."

Diese schmerzlichen und bittern Worte machten einen tiefen Eindruck auf Rudolph.

Er verhüllte sein Gesicht mit den beiden Händen und zitterte; er dachte an das grausame Schicksal, das auf der armen Marienblume gelastet; er dachte an die Mutter der Unglücklichen... Ihre Mutter war vielleicht glücklich, reich, vielleicht geehrt... — Geehrt und reich... glücklich, und ihre Tochter, die sie ohne Zweifel grausam der Schande zum Opfer gebracht, hatte die Bodenkammer der Eule mit dem Gefängnisse, das Gefängniß mit der Penne der Wirthin vertauscht; aus diesem Hause konnte sie in das Hospital kommen und — nach ihrem Tode...

Es war entsetzlich.

Das arme Mädchen sah das betrübte Gesicht ihres Begleiters und sagte traurig zu ihm:

„Nehmen Sie es nicht übel, Herr Rudolph,... ich sollte keine solche Gedanken haben... Sie nehmen mich mit sich, daß ich heiter sein soll, und ich rede da von so traurigen Dingen. Guter Gott, ich weiß nicht, wie es zugeht; es kommt mir von selbst in den Sinn. Ich bin nie glücklicher gewesen als jetzt, und doch treten mir jeden Augenblick die Thränen in die Augen... Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, Herr Rudolph? Uebrigens... sehen Sie... Die Traurigkeit vergeht... wie sie gekommen ist... schnell... Sehen Sie, jetzt denke ich schon nicht mehr daran. Ich will vernünftig sein... Sehen Sie mich einmal an, Herr Rudolph!"

Und Marienblume drückte die Augen einigemale zu, um eine

widerspenstige Thräne daraus zu entfernen, öffnete sie dann weit und sah Rudolph mit rührender Unschuld an.

„Marienblume, thun Sie sich keinen Zwang an... bleiben Sie heiter, wenn Sie heiter gestimmt sind, oder geben Sie sich der Trauer hin... Ich für meine Person habe bisweilen auch trübe Gedanken und würde sehr unglücklich sein, wenn ich eine Freude heucheln sollte, die ich nicht empfinde."

„Sie sind wirklich auch bisweilen traurig, Herr Rudolph?"

„Gewiß; meine Zukunft ist nicht heiterer als die Ihrige... Ich habe weder Vater noch Mutter...; wenn ich morgen krank werde, wovon soll ich leben? Ich brauche Alles was ich verdiene, von einem Tage zum andern."

„Da thun Sie Unrecht, sehen Sie, sehr Unrecht, Herr Rudolph," sagte die Nachtigall in einem ernst ermahnenden Tone, über den Rudolph lächeln mußte. „Sie sollten etwas in die Sparkasse legen... Ich bin auch blos deshalb in meine üble Lage gekommen, weil ich mein Geld nicht gespart hatte... Ein Arbeiter, der nur 200 Francs besitzt, kommt nie in Verlegenheit... Die Verlegenheit verführt gar oft zum Bösen."

„Das ist ja sehr klug und weise und verständig, kleine Wirthschafterin. Aber die zweihundert Francs? Woher soll ich die zweihundert Francs nehmen?"

„Es ist sehr einfach, Herr Rudolph. Wir wollen einmal rechnen, und Sie werden sehen. Nicht wahr, Sie verdienen bisweilen den Tag bis fünf Francs?"

„Ja, wenn ich arbeite."

„Sie müssen alle Tage arbeiten, ein so schönes Geschäft, wie das Ihrige — Fächermaler! — Das muß Ihnen ja Vergnügen machen. Sie sind recht leichtsinnig, Herr Rudolph," setzte die

Nachtigall in strengem Tone hinzu. „Ein Arbeiter kann mit drei Francs des Tages leben; recht anständig leben; es bleiben Ihnen also täglich zwei Francs übrig, und in einem Monate können Sie sechzig erübrigen. Sechzig Francs den Monat! — das ist ein Kapital."

„Ja aber das Nichtsthun, das Herumschlendern hat auch sein Angenehmes."

„Herr Rudolph, noch einmal, Sie sind so sorglos wie ein Kind —"

„Nun, ich werde mich bessern, kleine Sittenpredigerin. — Sie bringen mich auf gute Gedanken. — Es ist mir das bisher noch nicht eingefallen."

„Wirklich?" fragte das Mädchen und klatschte vor Freude in die Hände. — „Wenn Sie wüßten, wie vergnügt mich das macht! Nicht wahr, Sie legen von nun an täglich zwei Francs zurück?"

„Ja, ich will täglich zwei Frans zurücklegen," sprach Rudolph, der unwillkürlich lächeln mußte.

„Gewiß?"

„Ich verspreche es —"

„Sie werden sehen, wie sehr Sie sich über Ihre ersten Ersparnisse freuen werden. — Und das ist noch nicht Alles, — wollen Sie mir versprechen, mir es nicht übel zu nehmen —?"

„Sehe ich denn so böse aus?"

„Das gewiß nicht; aber ich weiß nicht, ob ich darf —"

„Sie dürfen mir Alles sagen, Marienblume."

„Nun, Sie sind aus guter Familie, man sieht es —, warum besuchen Sie Wirthshäuser, wie das zum weißen Kaninchen?"

„Wäre ich nicht in dieses Wirthshaus gekommen, so hätte ich das Vergnügen nicht, heute mit Ihnen spazieren zu fahren."

„Das wohl, Herr Rudolph —, sehen Sie, ich freue mich über den heutigen Tag ungemein; aber ich würde mir gern eine Wiederholung dieses Vergnügens versagen, wenn es Ihnen nachtheilig sein sollte. —"

„Sie haben mir ja im Gegentheile so guten Rath gegeben."

„Und Sie werden ihn befolgen?"

„Ich habe es Ihnen versprochen und werde des Tages wenigstens zwei Francs zurücklegen."

XI.

Die Wünsche.

In diesem Augenblicke sagte Rudolph zu dem Kutscher, der über das Dorf Sarcelles hinausgefahren war:

„Jetzt fahre auf dem ersten Wege rechts hin, durch Villiers-le-Bel, und dann links, immer gerade aus."

Dann wendete er sich an die Nachtigall:

„Nun, da Sie mit mir zufrieden sind, Marienblume, können wir uns das Vergnügen machen und Luftschlösser bauen. Das kostet nichts und steht meinem Versprechen nicht entgegen, sparsam zu werden."

„Nein — lassen Sie Ihr Luftschloß immer sehen."

„Zuerst das Ihrige, Marienblume."

„Wir wollen einmal sehen, ob Sie meinen Geschmack errathen, Herr Rudolph."

„Es kommt auf einen Versuch an. Ich nehme an, dieser Weg da — ich nenne ihn, weil wir einmal darauf sind —"

„Ganz recht, wir brauchen nicht erst weit zu suchen."

„Ich nehme also an, dieser Weg führe nach einem hübschen, von der Straße abgelegenen Dörfchen —"

„Ja, das recht still und ruhig ist."

„Viele Bäume verstecken es fast, und es liegt an dem einen Ufer —"

„Es ist also ein kleiner Fluß da?"

„Ja, ein kleiner Fluß. Am Ende des Dorfes sieht man eine hübsche Meierei; an der einen Seite des Hauses befindet sich ein Obst-, an der andern ein schöner Blumengarten."

„Ach, ich sehe das vor mir, Herr Rudolph."

„Im Erdgeschosse eine große Küche für die Leute und ein Speisezimmer für die Pächterin."

„Das Haus hat grüne Jalousien, — das sieht so freundlich aus, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Grüne Jalousien, ich bin ganz Ihrer Meinung, — nichts freundlicher, als grüne Jalousien. — Natürlich wäre die Pächterin Ihre Tante."

„Natürlich; und sie wäre eine recht gute Frau."

„Eine vortreffliche Frau, und sie würde Sie lieben wie eine Mutter —"

„Gute Tante! Ach, es muß so schön sein, von Jemandem geliebt zu werden."

„Und Sie würden die gute Frau auch lieben?"

„Ach!" rief Marienblume, indem sie die Hände faltete und die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Freude gen Himmel wendete, „ach ja, ich würde sie lieben, ich würde ihr helfen arbeiten, nähen, die Wäsche ordnen, bleichen, Obst für den Winter einlegen — in der ganzen Wirthschaft — sie sollte sich niemals über meine Trägheit beklagen, dafür stehe ist. Früh —"

„Warten Sie nur. Wie ungeduldig Sie sind — erst muß ich Ihnen das Haus vollends ausmalen."

„So fahren Sie fort, Herr Maler; man sieht es, daß Sie immer hübsche Landschaften auf den Fächern malen," sagte die Nachtigall lächelnd.

„Kleine Schwätzerin, lassen Sie mich doch nur erst mein Haus vollenden —"

„Es ist wahr, ich schwatze; aber das ist so unterhaltend — Herr Rudolph, jetzt höre ich Ihnen zu, vollenden Sie das Haus der Pächterin."

„Ihr Stübchen ist im ersten Stock."

„Mein Stübchen! Welche Freude! Lassen Sie einmal mein Stübchen sehen."

„Ihr Stübchen hat zwei Fenster, die in den Blumengarten und auf eine Wiese gehen, an deren Ende der kleine Fluß strömt. An der andern Seite des Flusses erhebt sich ein Hügel mit alten Kastanienbäumen, zwischen denen hindurch man den Kirchthurm sieht."

„Ach wie hübsch das ist, wie hübsch, Herr Rudolph! Man möchte gleich dort sein."

„Drei bis vier schöne Kühe weiden auf der Wiese, die durch eine Dornenhecke von dem Garten getrennt ist."

„Und ich kann von meinem Fenster aus die Kühe sehen?"

„Ganz deutlich."

„Und eine darunter ist mein Liebling, nicht wahr, Herr Rudolph? Ich lasse ihr ein schönes Halsband machen mit einem Glöckchen und gewöhne sie, aus meiner Hand zu fressen."

„Das wird sie gewiß thun. Sie ist ganz weiß bis auf einen Flecken am Kopfe, noch ganz jung und heißt „Bläßchen."

„Ach, wie liebe ich das hübsche Bläßchen".

„Erst müssen wir mit Ihrem Stübchen fertig werden. Es ist hübsch tapezirt, hat schöne Gardinen; ein großer Rosenstock und ein Jelängerjelieberstock bedecken die Mauer des Hauses und wachsen um Ihre Fenster herum, so daß Sie früh nur die Hand aus-

zustrecken brauchen, um einen schönen Strauß von Rosen und Jelängergelieber zu pflücken."

„Ach, Herr Rudolph, wie schön sie malen!"

„Sehen wir nun, wie Sie Ihren Tag verbringen."

„Ja, sehen wir das."

„Ihre gute Tante kommt früh, weckt sie durch einen Kuß auf die Stirn und bringt ihnen warme Milch, weil ihre Brust angegriffen ist, armes Kind. Sie stehen dann auf, gehen in dem Hofe herum, besuchen Bläßchen, die Hühner die Tauben, die Blumen im Garten —. Um neun Uhr kommt ihr Schreiblehrer —"

„Mein Schreiblehrer?"

„Sie fühlen doch, daß Sie lesen, schreiben und rechnen lernen müssen, um ihre Tante bei der Rechnungsführung unterstützen zu können."

„Sie haben Recht, Herr Rudolph, ich denke auch an nichts..., ich muß schreiben lernen, um meiner Tante beistehen zu können," sagte ernsthaft das arme Mädchen, welche die Schilderung dieses friedlichen Lebens so beschäftigte, daß sie an die Wirklichkeit desselben glaubte.

„Nach der Unterichtsstunde arbeiten sie an der Wäsche des Hauses, oder Sie sticken sich ein hübsches Häubchen... Um zwei Uhr üben Sie sich im Schreiben, dann machen Sie mit Ihrer Tante einen Spaziergang, im Sommer, um die Schnitter, im Herbst, um die Pflüger zu besuchen. Sie werden dabei recht müde und bringen eine Handvoll schönen Grases für ihr Bläßchen mit zurück."

„Denn wir gehen auf dem Rückwege über die Wiese, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Ohne Zweifel; es führt eine hölzerne Brücke über den Fluß

Wann sie in das Haus zurückkommen, ist es sechs oder sieben Uhr geworden; in der großen Wirthschaftsküche flackert und knistert ein wohlthuendes Feuer; Sie erwärmen sich daran, wenn es kühl wird, und plaudern einen Augenblick mit den fleißigen Arbeitsleuten, die ihr Abendbrod verzehren. Dann speisen Sie mit Ihrer Tante. Bisweilen kommt der Geistliche oder ein alter Hausfreund zum Abendessen. Dann lesen Sie oder arbeiten, während Ihre Tante eine Partie spielt. Um zehn Uhr giebt sie Ihnen einen Kuß auf die Stirn, und Sie gehen in ihr Stübchen hinauf. Am nächsten Morgen geht es wieder von vorn an."

„So könnte man hundert Jahre alt werden, Herr Rudolph, ohne einen Augenblick Langeweile zu fühlen."

„Das ist noch nichts. Die Sonntage und Festtage erst!"

„Was an diesen Tagen Herr Rudolph?"

„Sie putzen sich dann, ziehen ein schönes Kleid an und setzen ein Mützchen auf, das Ihnen so gut stehen wird, steigen dann in den leichten Wagen mit ihrer Tante und Jakob, dem Kutscher, um zur Messe in die Kirche zu fahren, nach welcher Sie, im Sommer, mit Ihrer Tante alle Feste der umliegenden Dörfer besuchen. Sie sind so hübsch, so freundlich, so gut und so wirthlich. Ihre Tante liebt sie so sehr, daß alle jungen Bursche mit ihnen tanzen wollen, weil alle Heirathen auf diese Weise anfangen —. Allmälig werden Sie auch Einen bemerken und —"

Rudolph wunderte sich über das Schweigen des Mädchens und sah sie an.

Die Unglückliche konnte ihr Schluchzen kaum unterdrücken.

Sie hatte durch die Worte Rudolphs einen Augenblick getäuscht, die Gegenwart vergessen, und der Contrast dieser Gegen-

wart mit einem Traume einer lachenden, heitern, gemüthlichen Existenz erinnerte sie wieder an ihre gräßliche Lage.

„Was ist Ihnen, Marienblume?“

„Ach, Herr Rudolph, Sie haben mir, ohne es zu wollen, recht weh gethan. — Ich glaubte einen Augenblick an dieses Paradies —“

„Dieses Paradies ist kein Traum, armes Kind; — da, sehen Sie. — Halt, Kutscher!“

Der Wagen hielt an.

Das Mädchen richtete unwillkürlich den Kopf empor. Sie befanden sich auf der Spitze eines Hügels.

Wie groß war ihr Staunen, ihre Verwunderung! Das hübsche Dörfchen, die Meierei, die Wiese die schönen Kühe, der kleine Fluß, das Kastanienwäldchen, die Kirche in der Ferne, — das Bild lag vor ihren Augen, — nichts fehlte, nicht einmal Bläßchen, der künftige Liebling der Nachtigall.

Die reizende Landschaft wurde durch eine schöne Novembersonne beleuchtet. — Die Kastanienbäume trugen noch ihre rothen und gelben Blätter.

„Nun, Marienblume, was sagen Sie dazu? Bin ich ein guter Maler?“ fragte Rudolph lächelnd.

Die Nachtigall sah ihn mit Verwunderung und Aengstlichkeit zugleich an. Es kam ihr fast wie Zauberei vor.

„Wie geht das zu, Herr Rudolph? — Mein Gott, ist es ein Traum? — Es macht mich fast ängstlich. — Alles wie Sie mir gesagt haben. —“

„Nichts ist einfacher, mein Kind. — Die Pächterin ist meine Amme; ich bin hier erzogen worden — heute morgen sehr früh

schrieb ich ihr, daß ich sie besuchen würde. Ich malte nach der Natur."

„Das ist wahr, Herr Rudolph!" sagte die Nachtigall mit einem tiefen Seufzer.

XII.

Die Meierei.

Die Meierei, in welche Rudolph Marienblume brachte, lag einzeln vor dem Dorfe Bouqueval, das einsam, unbekannt und versteckt etwa zwei Stunden von Ecouen liegt.

Der Fiacre fuhr der Anweisung Rudolphs zufolge einen ziemlich steilen Weg hinunter und gelangte in eine lange Allee von Kirsch- und Apfelbäumen. Der Wagen rollte geräuschlos auf weichem feinen Rasen hin.

Marienblume schwieg traurig, denn sie konnte trotz ihren Anstrengungen einen schmerzlichen Eindruck nicht überwinden, den Rudolph gegen seinen Willen hervorgebracht hatte.

Nach einigen Minuten fuhr der Wagen vor dem Hauptthore des Gutes vorbei und hielt endlich vor einer kleinen hölzernen Pforte, die unter einem kräftigen Weinstocke mit vergelbten Blättern fast versteckt war. —

„Wir sind am Ziele, Marienblume," sagte Rudolph. „Sind Sie zufrieden?"

„Ja, Herr Rudolph; und doch ist es mir jetzt, als müßte ich mich vor der Pächterin schämen. Ich werde es nicht wagen, sie anzusehen."

„Und warum, mein Kind?“

„Sie haben Recht, Herr Rudolph.... sie kennt mich nicht.“

„Und die Nachtigall unterdrückte einen Seufzer.

Man hatte jedenfalls auf die Ankunft von Rudolphs Fiacre gewartet.

Der Kutscher öffnete den Kutschenschlag, als eine Frau von etwa funfzig Jahren, in der gewöhnlichen Kleidung der reichen Pächterinnen in der Umgegend von Paris, mit traurigen und sanften Zügen, in der Thüre erschien und Rudolph mit ehrerbietiger Eile entgegen kam.

Die Nachtigall wurde hochroth und stieg nach einigem Zögern aus.

„Guten Tag, meine liebe Madame Georges,“ sagte Rudolph zu der Pächterin; „ich bin pünktlich, wie Sie sehen.“

Dann wendete er sich an den Kutscher, drückte ihm Geld in die Hand und sagte:

„Du kannst nach Paris zurückkehren.“

Der Kutscher, ein kleiner, untersetzter Mann, hatte den Hut tief über die Augen hineingedrückt, und sein Gesicht verhüllte der Pelzkragen seines Mantels fast ganz; er steckte das Geld ein, antwortete nichts, stieg wieder auf den Bock, trieb sein Pferd an und verschwand schnell in der grünen Allee.

„Der stumme Kutscher eilt nach einer langen Fahrt sehr, um wieder fortzukommen,“ dachte Rudolph. — „Doch es ist erst zwei Uhr, und er will zeitig genug nach Paris zurückkommen, um den übrigen Theil des Tages noch so gut wie möglich zu nützen.“

Und Rudolph legte keine weitere Wichtigkeit auf seine erste Bemerkung.

Marienblume trat ängstlich, besorgt, verlegen zu ihm und sagte leise, so daß es Madame Georges nicht hören konnte:

„Mein Gott, Herr Rudolph, verzeihen Sie..., aber Sie schikken ja den Wagen zurück. Und die Wirthin?... Ich muß diesen Abend wieder bei ihr sein, sonst hält sie mich für eine Diebin... Meine Kleider gehören ihr und ich bin ihr schuldig."

„Beruhigen Sie sich; ich habe Sie um Verzeihung zu bitten"

„Um Verzeihung? Warum?"

„Das ich Ihnen nicht früher sagte, daß Sie der Wirthin nichts mehr schuldig sind und daß Sie Ihren Anzug mit einem andern vertauschen können, den Ihnen meine gute Madame Georges geben wird. Sie hat Kleidungsstücke, die für Sie passen werden, und gewiß giebt sie Ihnen was Sie brauchen... Sie sehen, sie beginnt ihre Tantenrolle bereits."

Marienblume glaubte zu träumen; sie sah bald die Pächterin, bald Rudolph an und konnte nicht glauben, was sie hörte.

„Wie?" fragte sie, und ihre Stimme zitterte vor freudiger Regung — „ich werde nicht wieder nach Paris zurückkehren? ich darf hierbleiben? Madame will es mir erlauben? Wäre es möglich?... Jenes Lustschloß...

„War diese Meierei."

„Nein, nein; es wäre zu schön, ein zu großes Glück."

„Man hat nie ein zu großes Glück, Marienblume."

„Aus Barmherzigkeit, Herr Rudolph, täuschen Sie mich nicht."

„Mein liebes Kind glauben Sie mir," sagte Rudolph mit noch immer liebevoller Stimme, aber mit einem würdevollen Tone, den Marienblume an ihm nicht kannte.... „ja, Sie können, wenn Sie wollen, von heute an bei Madame Georges jenes gemüth-

liche Stillleben führen, dessen Schilderung Sie eben noch entzückte... Obgleich Madame Georges ihre Tante nicht ist, so wird sie doch, sobald sie mit Ihnen bekannter ist, den innigsten Antheil an Ihnen nehmen; Sie werden selbst in den Augen der Leute hier für ihre Nichte gelten, und diese kleine Unwahrheit wird Ihre Stellung angenehmer machen. Noch einmal Marienblume, Sie können, wenn Sie es wünschen, Ihre Träume sogleich verwirklicht sehen. Sobald Sie als kleine Pächterin gekleidet sein werden," setzte er lächelnd hinzu, „zeigen wir Ihnen Ihren künftigen Liebling, „Bläßchen", die schöne weiße Kuh, die nur noch auf das Halsband wartet, das Sie ihr versprochen haben. Wir machen auch den Tauben einen Besuch und der Milchwirthschaft, kurz wir besichtigen das ganze Gut; es liegt mir daran, mein Versprechen vollständig zu halten."

Marienblume drückte die Hände zusammen. Die Ueberraschung, die Freude, die Dankbarkeit, die Achtung malten sich auf ihrem reizenden Gesichtchen; ihre Augen füllteu sich mit Thränen, nnd sie sprach:

„Herr Rudolph... Sie müssen ein Engel des guten Gottes sein, daß Sie der Unglücklichen, die Sie nicht kennen, die Sie aus der Noth und Schande befreien, so viel Gutes erwiesen."

„Armes Kind," antwortete Rudolph mit einem Lächeln tiefer Melancholie uud unaussprechlicher Güte... „ich habe, obschon ich noch jung bin, iu meinem Leben schon viel gelitten;... dies wird Ihnen mein Mitleiden mit den Unglücklichen erklären. Marienblume oder vielmehr Marie, gehen Sie nun mit Madame Georges. Vor meiner Abreise plaudern wir noch mit einander, und es wird mich glücklich machen, wenn ich weiß, daß ich Sie glücklich und zufrieden verlasse."

Marienblume antwortete nichts, aber sie beugte vor Rudolph halb ihre Kniee, nahm seine Hand und führte dieselbe mit einer Bewegung von Grazie und Züchtigkeit an ihre Lippen.

Dann folgte sie Madame Georges, die sie mit tiefem Interesse betrachtete.

XIII.

Murph und Rudolph.

Rudolph ging nach dem Hofe und traf da den großen, riesenhaften Mann, der ihn am vorigen Tage, als Kohlenträger verkleidet, von der Ankunft Toms und Sarahs benachrichtigt hatte.

Murph, so hieß dieser Mann, war etwa funfzig Jahr alt; in den beiden blonden Haarbüscheln, die sich an jeder Seite seines sonst fast ganz kahlen Kopfes lockten, zeigten sich einige silbergraue Härchen; sein breites, ziemlich rothes Gesicht war glatt rasirt bis auf einen sehr kurzen Backenbart von fast rother Farbe, der kaum bis unter das Ohr reichte und in einem kleinen Bogen über die vollen Wangen ging. Trotz seinem Alter und seiner Beleibtheit war Murph gewandt und rüstig. Aus seinem etwas phlegmatischen Gesichte sprach zugleich Wohlwollen und Entschlossenheit. Er trug ein weißes Halstuch, eine lange Weste und einen schwarzen Frack mit breiten Schößen; seine kurzen grünlich-grauen Beinkleider waren von demselben Stoffe wie die Gamaschen mit Perlmutterknöpfen, die nicht ganz bis an die Kniebänder hinaufreichten. Sie ließen an dieser Stelle die wollenen Strümpfe sehen.

Die Kleidung und die männliche Haltung Murphs erinner-

ten an den Typus dessen, was die Engländer einen Gentleman-Pachter nennen. Ein Pachter war nun Murph freilich nicht, aber ein Engländer und ein ächter Gentleman.

In dem Augenblicke, als Rudolph in den Hof trat, steckte Murph in die Tasche eines kleinen Reisewagens ein Paar Pistolen, die er sorgfältig abgewischt hatte.

„Wem willst du mit Deinen Pistolen zu Leibe?“ fragte Rudolph.

„Das ist meine Sache gnädiger Herr,“ antwortete Murph, indem er von dem Kutschentritte herunterstieg. „Bekümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten, ich sorge für die meinigen.“

„Um welche Zeit hast du die Pferde bestellt?“

„Gegen Abend wie Sie befahlen.“

„Du bist diesen Morgen angekommen?“

„Um acht Uhr. Madame Georges hatte Zeit, Alles vorzubereiten.“

Du bist übellaunig.. Bist Du nicht zufrieden mit mir?“

„Nur zu sehr, zu sehr, gnädiger Herr. Eines Tages... zuletzt... die Gefahr... es handelt sich um Ihr Leben.“

„Du darfst auch reden! Wenn ich Dich handeln ließe, gäbe es nur für dich Gefahren und...“

„Was schadete es denn, wenn Sie gutes thäten, ohne ihr Leben dabei auf das Spiel zu setzen?“

„Würde mir das Vergnügen machen?“

„Sie...“ sagte Murph achselzuckend — „Sie... in solchen Kneipen!“

„So ist nun John Bull mit seinen aristokratischen Bedenklichkeiten. Ihr armen Schafe seid stolz auf Eure Schlächter und

bildet euch ein, die großen Herren wären aus anderm edleren Stoffe...?"

„Wenn Sie Engländer wären, gnädiger Herr, würden Sie das begreifen... Man ehrt, wer sich selbst ehrt. Wäre ich aber auch Türke, Chinese oder Amerikaner, ich werde es immer für Unrecht halten, daß Sie sich so Gefahren aussetzen,.. Gestern Abend, in jener abscheulichen Straße der Cité, um mit Ihnen jenen Roth-Arm auszukundschaften, den der Teufel holen möge, hielt mich nur die Furcht, Sie zu erzürnen und Ihnen ungehorsam zu sein, davon ab, Ihnen in dem Kampfe mit dem Banditen beizustehen, den Sie in dem Hauseingange getroffen hatten."

„Du zweifeltest also an meiner Kraft und an meinem Muthe?"

„Leider haben Sie mir schon hundertmal bewiesen, daß ich weder an der ersten noch an der letzten zweifeln darf. Gott sei Dank, Crabb in Ramsgate hat Sie das Boxen, Lacour in Paris das Handhaben des Stockes und überdies als Curiosität die Diebessprache, der berühmte Bertrand das Fechten gelehrt und Sie überwanden öfters ihre Lehrer... Sie schießen mit einem gewöhnlichen Soldatenpistol eine Schwalbe im Fluge herunter; Sie ha-Muskeln von Stahl; obgleich schlank und hager, würden Sie mich doch eben so leicht überwinden, wie ein Wettrenner ein Bauernpferd aussticht... Alles dies ist wahr..."

Rudolph hatte mit Behagen diese Aufzählung seiner Gladiator-Eigenschaften angehört und fragte darauf lächelnd;

„Nun was fürchtetest Du also?"

„Ich behauptete, daß es sich nicht schickt, mit dem ersten besten Taugenichts anzubinden, nicht blos weil es unpassend für einen achtbaren Mann meiner Bekanntschaft ist, sich das Gesicht mit Kohle zu schwärzen und wie ein Teufel auszusehen... trotz

meinen grauen Haaren, meiner Leibesstärke und meiner Ernsthaftigkeit würde ich mich als Seiltänzer verkleiden, wenn es Ihnen von Vortheil sein könnte; aber ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe..."

„Ich weiß es wohl, alter Murph, wenn sich ein Gedanke in Deinem eisernen Schädel festgesetzt, wenn die Hingebung in Deinem festen muthigen Herzen einmal eingewachsen ist, würde sie kein Teufel herausreißen können..."

„Sie sagen mir Schmeicheleien, gnädigster Herr; Sie beabsichtigen einen..."

„Genire Dich nicht..."

„Einen thörichten Streich, gnädigster Herr."

„Armer Murph, Da wählst Deine Zeit übel, um mir eine Predigt zu halten."

„Warum?"

„Ich habe gerade einen Augenblick des Stolzes und fühle mich glücklich: ich bin hier..."

„An einem Orte, wo Sie Gutes gethan haben?"

„Es ist ein Zufluchtsort gegen Deine Vorlesungen, mein Temple-Bar."

„Wo zum Teufel aber soll ich Sie fassen, wenn dem so ist?"

„Murph, Du schmeichelst mir, Du willst mich hindern irgend einen thörichten Streich aufzuführen..."

„Es giebt Streiche, gegen die ich nachsichtig bin'"

„Geldsachen?"

„Ja, denn mit beinahe zwei Millionen Einkünften..."

„Ist man doch oft in Verlegenheit, armer Murph."

„Wem sagen Sie dies, gnädigster Herr?"

„Und es giebt so reine, so lebendige Freuden, die so wenig

kosten! Was läßt sich dem Vergleichen, was ich eben empfunden habe, als die Unglückliche... sich hier in Sicherheit sah, und sie mir aus Dankbarkeit die Hand küßte! Das ist noch nicht Alles; mein Glück hat sogar eine lange Zukunft; morgen, übermorgen, viele Tage lang werde ich mit Vergnügen an das denken können, was wohl das arme Mädchen fühlt, wenn sie an diesem ruhigen Orte bei der vortrefflichen Madame Georges erwacht, die sie zärtlich lieben wird, denn das Unglück fühlt sich zu dem Unglücke hingezogen."

„Was die Madame Georges betrifft, so sind Wohlthaten niemals besser angewendet worden als bei ihr. Die edelmüthige Frau! Ein Engel an Tugend..., ein Engel! Ich werde selten weich, aber das Unglück der Frau hat mich tief gerührt... Ihr neuer Schützling aber, sehen Sie..., doch reden wir nicht mehr davon..."

„Warum nicht, Murph?"

„Sie thun was Ihnen beliebt."

„Ich thue was Recht ist," sagte Rudolph mit einem Anfluge von Ungeduld.

„Was Recht ist Ihrer Meinung nach."

„Was Recht ist vor Gott und meinem Gewissen," entgegnete Rudolph ernst.

„Sehen Sie, gnädigster Herr, wir verständigen uns doch nicht. Ich wiederhole es, sprechen wir nicht mehr davon."

„Ich befehle Dir aber davon zu sprechen!" rief Rudolph gebieterisch.

„Ich habe es nie dahin kommen lassen, daß Sie mir zu schweigen geboten, und ich hoffe, Sie werden mir auch nicht zu reden befehlen," antwortete Murph stolz.

„Murph!!" rief Rudolph im Tone steigenden Unwillens.

„Gnädigster Herr!!“

„Du weißt, daß ich Widerspruch nicht ertrage.“

„Es kommt mir zu zu widersprechen,“ entgegnete Murph barsch.

„Wenn ich mich bis zur Vertraulichkeit herablasse, so geschieht es nicht unter der Bedingung, daß Du dich bis zur Unverschämtheit erhebst.“

Unmöglich läßt sich der Stolz beschreiben, der sich bei den letzten Worten in dem Gesichte Rudolphs aussprach.

„Gnädigster Herr, ich bin funfzig Jahre alt und Gentleman. Sie dürfen nicht so mit mir sprechen.“

„Schweig!“

„Gnädigster Herr!“

„Schweig, sag' ich.“

„Gnädigster Herr, es ist unwürdig, einen braven Mann zu zwingen, an die Dienste zu erinnern, die er geleistet hat.“

„Seine Dienste? Bezahle und vergelte ich sie nicht auf jede Weise?“

Rudolph hatte mit diesrn grausamen Worten den demüthigenden Sinn nicht verbunden, der Murph in die Stellung eines Miethlings setzte; leider nahm sie dieser aber so. Er wurde roth vor Scham, drückte seine beiden geballten Fäuste an seine kahle Stirn mit dem Ausdrucke schmerzlichen Unwillens; plötzlich warf er dann seine Augen auf Rudolph, dessen edles Gesicht verzerrt, durch Hochmuth verhäßlicht war, erstickte einen Seufzer, sah den jungen Mann mit einem gewissen zährtlichen Mitleiden an und sagte mit bewegter Stimme zu ihm:

„Gnädigster Herr, kommen Sie wieder zu sich — Sie sind Ihres Verstandes nicht ganz mächtig.“

Diese Worte trieben den Zorn Rudolphs auf den höchsten Grad; aus seinen Augen blitzte ein wilder Glanz, seine Lippen erbleichten; er trat mit einer drohenden Geberde zu Murph und sprach:

Wagst Du —"

Murph wich zurück und sagte lebhaft, fast gegen seinen Willen:

„Gnädigster Herr! Gnädigster Herr, gedenken Sie des dreizehnten Januars!"

Diese Worte machten einen wahrhaft zauberischen Eindruck auf Rudolph. Die Muskeln seines Gesichtes, die krampfhaft angespannt waren, ließen nach. Er sah Murph unverwandt an, ließ den Kopf sinken und flüsterte nach einer Pause mit bewegter Stimme:

„Ach, Herr — Sie sind grausam — ich glaube doch — und Sie auch — Sie —!"

Er konnte nicht vollenden; seine Stimme erlosch; er sank auf eine Steinbank und schlug beide Hände über sein Gesicht.

Gnädigster Herr," sprach Murph trostlos, „mein guter Herr, verzeihen Sie ihrem alten treuen Murph. Nur im äußersten Nothfalle — weil ich, ach nicht für mich, sondern für Sie, die Wirkung ihrer Hitze fürchtete, sagte ich das, — sagte ich es ohne Zorn, ohne Vorwurf —, gegen meinen Willen und aus Mitleid — Mein guter Herr, ich that Unrecht, daß ich mich reizen ließ —. Mein Gott, wer soll ihren Charakter kennen, wenn ich es nicht bin, ich, der ich Sie seit Ihrer Kindheit nicht verlassen habe! Gnade! Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, Sie an jenen schrecklichen Tag erinnert zu haben —, ach welche Büßungen haben Sie sich dafür —"

Rudolph richtete den Kopf wieder empor; er sah sehr bleich aus und sagte mit weicher, trauriger Stimme zu seinem Begleiter:

„Genug, genug, alter Freund; ich danke Dir, daß Du mit einem Worte diese verderbliche Hitze abkühltest. — Ich entschuldige mich nicht wegen der harten Worte, die ich Dir gesagt habe; Du weißt wohl, daß es weit ist vom Herzen bis zu den Lippen. Ich war ein Thor, sprechen wir nicht mehr davon —"

„Ach, nun sind Sie wieder für lange traurig. Bin ich nicht unglücklich genug? — Ich wünsche nichts mehr als Sie frei von diesem Trübsinne zu sehen — und stürze Sie selbst durch meine Empfindlichkeit wieder hinein. Was hilft es denn, ein rechtschaffener Mensch zu sein und graue Haare zu haben, wenn man nicht geduldig Vorwürfe ertragen kann, die man nicht verdient hat! — Doch nein," fuhr Murph mit komischer Begeisterung fort, denn sie stach grell von seinem gewöhnlichen Phlegma ab, „nein, man soll mir sagen: Murph, Du bist das Muster der Diener; Murph, keine Treue kommt der Deinigen gleich; Murph, Du bist ein bewundernswürdiger Mensch; Murph, zum Teufel! ach, wie das schön ist, Murph! braver Murph! Geh, alter Papagei, und kratz' Dir Deinen grauen Kopf."

Dann erinnerte er sich wieder der liebevollen Worte, die Rudolph im Anfange des Gesprächs zu ihm gesagt hatte, und er rief mit noch gesteigerter grotesker Heftigkeit:

„Hat er mich nicht seinen guten, seinen alten, seinen treuen Murph genannt! Und ich benehme mich wie ein roher Kerl, eines unwillkürlichen Wortes wegen —, in meinem Alter! Die Haare könnte man sich ausreißen!" Und der würdige Mann faßte mit den beiden Händen nach dem Kopfe.

Diese Worte und diese Geberde waren bei ihm das Zeichen der höchsten Verzweiflung. Unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise war er fast ganz kahl, was diese Manifestationen sehr unschuldig machte, freilich zu seinem großen und aufrichtigen Bedauern; denn als die That den Worten folgte, d. h. als seine Finger auf den glänzenden, marmorglatten Schädel nichts fanden, wurde der würdige Mann verlegen und schämte sich; er hielt sich für einen Prahlhans, für einen Aufschneider, und wir müssen, um ihn von dieser Beschuldigung zu befreien, anführen, daß er das dichteste goldgelbe Haar gehabt hatte, das jemals den Scheitel eines Mannes geschmückt hat.

Gewöhnlich versetzte die Täuschung Murph's, wenn er statt der Locken den kahlen Kopf faßte, Rudolph in seine Lachlust; jetzt aber waren seine Gedanken zu ernst, zu schmerzlich. Um indeß das Bedauern des Alten noch höher zu steigern, sagte er mit freundlichem Lächeln zu ihm:

„Höre, guter Murph, Du scheinst das, was ich für Madame Georges gethan habe, ohne Rückhalt zu rühmen."

„Gnädigster Herr —"

„Dich dagegen über mein Interesse für das arme Mädchen zu wundern."

„Gnädigster Herr — Gnade! ich habe Unrecht gehabt, — ich habe Unrecht gehabt —"

„Nein —, ich sehe es ein — der Schein hat Dich täuschen können. — Aber da Du mein Leben, mein ganzes Leben kennst, da Du mir eben so treu wie muthig bei der Aufgabe beistehst, die ich mir gestellt habe — so ist es meine Pflicht, oder wenn Du lieber willst, erfordert es die Dankbarkeit, Dich zu überzeugen daß ich nicht leichtsinnig handle —"

„Ich weiß es.“

„Du kennst meine Ideen über das Gute, das der Mensch wirken kann. — Ehrenwerthen Unglücklichen beizustehen, die klagen, ist recht gut; sich nach denen zu erkundigen, die mit Ehren, mit Kraft kämpfen, und ihnen zu Hilfe zu kommen, bisweilen ihnen unbewußt, — bei Zeiten die Noth oder die Versuchung zu entfernen, die zu dem Verbrechen führen, ist besser! diejenigen in ihren eigenen Augen wieder ehrlich, rechtschaffen und gut zu machen, die einige edle Gefühle in der Verachtung, die sie brandmarkt, in der Noth, die an ihnen zehrt, in der Verdorbenheit, die sie umgiebt, rein erhalten haben, und zu diesem Zwecke selbst die Berührung mit dieser Noth, mit diesem Schmutze und dieser Verdorbenheit nicht zu scheuen, ist noch besser. Mit kräftigem Hasse, mit unversöhnlicher Rache das Laster, die Ehrlosigkeit, das Verbrechen zu verfolgen, die in dem Kothe kriechen oder sich auf seidnen Polstern blähen, ist Gerechtigkeit; aber verblendet ein verdientes Elend zu erleichtern, Almosen und Mitleiden zu entwürdigen, jene züchtige und fromme Trösterin meines verwundeten Herzens, wäre gräßlich, gotteslästerlich; es hieße an Gott zweifeln. Und wer giebt, muß den Glauben an Gott erhalten.“

„Gnädiger Herr, ich habe nicht sagen wollen, daß Sie Ihre Wahlthaten an Unwürdige gewendet —“

„Noch ein Wort alter Freund. — Madame Georges und das arme Mädchen, was ich ihr anvertraut habe, sind von zwei verschiedenen äußersten Punkten ausgegangen, um in einen gemeinsamen Abgrund — das Unglück — zu stürzen. Die Eine war reich, glücklich, geliebt, geehrt, mit allen Tugenden geschmückt, und mußte ihre Existenz durch den heuchlerischen Bösewicht brandmarken, zertrümmern, vernichten sehen, mit dem verblendete Aeltern sie ver-

heiratheten. Ich sage es mit Freuden: ohne mich würde die unglückliche Frau in Noth und Elend umgekommen sein, denn sie schämte sich, irgend Jemandes Hülfe anzusprechen."

„Ach, gnädiger Herr, welche entsetzliche Armuth, als wir in jenem Dachstübchen ankamen! es war gräßlich, gräßlich! Und als sie nach ihrer langen Krankheit hier, in diesem ruhigen Hause, gleichsam erwachte, welche Ueberraschung! welcher Dank; Sie haben Recht, gnädiger Herr —, wenn man solche Unglückliche unterstützen sieht, lernt man recht an Gott glauben."

„Und man ehrt Gott, wenn man sie unterstützt. Ich erkenne es an, nichts ist himmlischer, als die reine, wohlbedachte Tugend, nichts achtbarer, als eine Frau wie Madame Georges, die, durch eine fromme und gütige Mutter in verständiger Erfüllung aller Pflichten erzogen, niemals gewankt hat, niemals — und muthig die entsetzlichsten Prüfungen ertrug. — Aber heißt es nicht auch Gott ehren in dem Göttlichen, das es giebt, wenn man eine der seltenen Naturen, die er mit Wohlgefallen vor Vielen reich begabte, aus dem Schmutze hervorzieht? Verdient jenes unglückliche Kind, das seinen eigenen Instinkt überlassen, gemartert, erniedrigt, befleckt, in der Tiefe seines Herzens heilig die edeln Keime bewahrte, die Gott hineinlegte, nicht auch Mitleid, Theilnahme, Achtung —, ja, Achtung? Hättest Du das arme Mädchen gehört —, wie bei dem ersten theilnehmenden Worte, das ich ihr sagte, bei dem ersten wohlmeinenden anständigen Worte, das sie hörte die reizendsten Gefühle, die reinsten Neigungen, die zartesten, die poetischsten Gedanken sich in Fülle in ihrer Seele entwickelten, wie im Frühjahr die tausend wilden Blumen der Wiesen beim ersten milden Sonnenstrahle hervorbrachen — ohne es zu wissen! In diesem Gespräche von einer Stunde mit einem armen Arbeiter entdeckte

ich in Marienblumen Schätze von Güte, Anmuth, Züchtigkeit, mein alter Murph. Das Lächeln trat mir auf die Lippen und eine Thräne in das Auge, als sie mir in ihrem lieblichen, verständigen Geplauder bewies, ich müßte täglich zwei Francs sparen, um vor der Noth und vor schlimmer Versuchung geschützt zu sein. Die arme Kleine! sie sagte das in so ernstem, so von Ueberzeugung durchdrungenen Tone; sie freute sich so aufrichtig, mir einen klugen Rath geben zu können; sie war so glücklich, als ich versprach, ihr zu folgen; Ich war gerührt, ja bis zu Thränen gerührt, sage ich Dir.. Und man beschuldigt mich, blasirt, hart, unbeugsam zu sein; ach nein, nein, Gott sei Dank! bisweilen schlägt mein Herz noch warm. Aber Du selbst bist ja gerührt, alter Freund.. Nun, Marienblume wird auf Madame Georges nicht eifersüchtig zu sein nöthig haben, Du wirst auch an ihrem Schicksale Theil nehmen" —

„Es ist wahr, gnädigster Herr.., dieser Zug, Sie bewegen zu wollen, daß Sie täglich zwei Francs ersparten.., da das Mädchen Sie für einen Arbeiter hielt — statt Sie aufzufordern, das Geld für sie auszugeben, ja dieser Zug rührt mich mehr, als es wohl sein sollte."

„Und wenn ich bedenke, daß dieses Kind, wie man sagt, eine reiche geehrte Mutter hat, die es unwürdig verließ.. Ach, wenn dies wahr ist..., und ich werde es hoffentlich erfahren, und ich will Dir sagen wie. Ach, wenn es wahr ist — dann wehe, wehe dieser Frau! Sie wird schrecklich büßen müssen.. Murph, Murph, nie habe ich mich so zu unversöhnlichem Hasse angestachelt gefühlt, als wenn ich an diese Frau denke die ich nicht kenne. Du weißt es.. manche Rache ist für mich sehr süß.. mancher Schmerz giebt mir Wonne.., ich dürste nach gewissen Thränen!"

„Ach, gnädiger Herr,“ entgegnete Murph, betrübt über den Ausdruck teuflischer Bosheit, der sich in den Zügen Rudolphs malte, als er diese Worte sprach, — „ich weiß es; die, welche Theilnahme und Mitleiden verdienen, haben von Ihnen oft gesagt: „er ist ein Engel,“ während die, welche Haß und Verachtung verdienen, in ihrer Verzweiflung ausrufen: „er ist ein Teufel!“ und Ihnen fluchen.“

„Schweig, da kommt Madame Georges mit Marien.. Laß Alles zu unserer Abfahrt vorbereiten; wir müssen zeitig in Paris sein.“

XIV.

Der Abschied.

Marie (so werden wir von nun an die Nachtigall nennen) war kaum wiederzuerkennen.

Ein hübsches Häubchen und zwei dicke blonde Haarstreifen faßten das jungfräuliche Gesicht des jungen Mädchens wie in einem Rahmen ein. Ein faltenreiches Tuch von weißem Muslin ging über ihrem Busen über einander und verschwand zur Hälfte unter dem hohen Latze einer Schürze von schillerndem Taffet, die sie über dem dunkeln Kleide trug, welches eigens für Marien gemacht worden zu sein schien.

Ihre Gesichtszüge waren ernst; manches Glück versetzt das Gemüth in eine unaussprechliche Wehmuth, in eine heilige Melancholie.

Rudolph wunderte sich nicht über den Ernst Mariens, er erwartete ihn vielmehr. Er würde keine so gute Meinung von ihr gehabt haben, wenn sie geschwätzig und heiter erschienen wäre.

Mit vollkommenem Tacte machte er ihr nicht das geringste Compliment über ihre Schönheit, die doch so im reinsten Glanze strahlte.

Rudolph fühlte, daß in dieser Art Erlösung einer Seele, die dem Laster entrissen war, etwas Feierliches, Erhabenes liege.

In den ernsten und ergebenen Zügen der Madame Georges erkannte man die Spuren langen Leidens und tiefen Grames. Sie betrachtete Marien mit einer fast mütterlichen Theilnahme, so leicht gewann die Anmuth und Milde dieses jungen Mädchens alle Herzen.

„Da kommt mein Kind, um Ihnen für Ihre Güte zu danken, Herr Rudolph," sagte Madame Georges, indem sie Marien Rudolph vorstellte.

Bei den Worten „Mein Kind" wendete Marie langsam ihre großen Augen nach ihrer Beschützerin und sah dieselbe einige Augenblicke mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Dankbarkeit an.

„Ich danke in Mariens Namen, meine liebe Madame Georges! sie ist dieser liebevollen Theilnahme werth und wird sie immer verdienen."

„Herr Rudolph," entgegnete Marie mit bebender Stimme, „Sie sehen ein... nicht wahr?.. daß ich keine Worte finde.."

„Ihre Bewegung spricht deutlicher als Worte, Marie."

„Sie fühlt, wie wohlthätig das Glück ist, das sie gefunden hat," sprach Madame Georges gerührt. — „Sobald sie in mein Zimmer eingetreten war, sank sie vor meinem Crucifix auf die Kniee nieder."

„Weil ich jetzt, Dank sei Ihnen dafür, Herr Rudolph, zu beten wage," antwortete Marie mit einem Blicke auf ihren Freund.

Murph wendete sich rasch ab; sein englisches Phlegma und das Gefühl seiner Würde erlaubten ihm nicht sehen zu lassen, wie tief ihn diese einfachen Worte Mariens rührten.

Rudolph sagte zu dem jungen Mädchen:

„Mein Kind, ich habe noch Einiges mit Madame Georges zu sprechen... Mein Freund Murph wird Sie in der Meierei um=

herführen und Sie mit ihren zukünftigen Schützlingen bekannt machen... Binnen kurzem sind wir wieder bei Ihnen. Nun Murph! Murph! Hörst Du nicht?"

Der gute Mann drehete sich da erst um und that, als schnaube er sich geräuschvoll; dann steckte er sein Taschentuch wieder ein, drückte den Hut über die Augen, wendete sich zur Hälfte um und bot Marien seinen Arm.

Er hatte so geschickt manövrirt, daß weder Rudolph noch Madame Georges sein Gesicht bemerken konnten, nahm den Arm Mariens und ging so schnell nach den Gebäuden der Meierei zu, daß das Mädchen trippeln mußte, wie sie als Kind neben der Eule hergetrippelt war.

„Nun, Madame Georges, was halten Sie von Marien?" fragte Rudolph.

„Herr Rudolph, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß sie in meinem Zimmer auf die Kniee sank, als sie dort das Crucifix erblickte. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, ein wie tiefes, natürliches religiöses Gefühl in dieser Bewegung lag, und erkannte sogleich, daß ihr Gemüth noch nicht verdorben ist. Und dann, Herr Rudolph, hat der Ausdruck ihrer Dankbarkeit gegen Sie nichts Uebertriebenes, Schwülstiges, Gemachtes; sie ist deshalb um so aufrichtiger. Noch ein anderes Wort wird Ihnen beweisen, wie mächtig das religiöse Gefühl in ihr ist. Ich sagte zu ihr: Sie müssen recht erstaunt, recht glücklich gewesen sein, als Herr Rudolph Ihnen ankündigte, daß Sie hier bleiben würden. Welchen Eindruck mußte das auf Sie machen! — „Ach ja," antwortete sie mir: „ich weiß nicht, was plötzlich in mir vorging, als Herr Rudolph mir dies sagte; ich empfand ein seliges Glück, einen heiligen Schauer, wie ich ihn fühlte, wann ich in eine Kirche trat....

als ich noch in eine Kirche gehen konnte" setzte sie hinzu, „denn Sie wissen, Madame.." Ich ließ sie nicht ausreden, da ich sah, wie die Schamröthe ihr Gesicht überzog. — Ich weiß, mein Kind, — und ich werde Sie immer mein Kind nennen..., wenn Sie es wünschen, — ich weiß, daß Sie viel gelitten haben; aber Gott segnet die, welche ihn lieben und ihn fürchten, die, welche unglücklich gewesen sind, und die welche Reue fühlen —"

„So bin ich mit dem, was ich gethan habe, doppelt zufrieden, meine gute Madame Georges. — Das arme Mädchen wird Ihre Theilnahme in Anspruch nehmen — Sie brauchen nur zu säen, um zu ernten; Sie haben recht gefühlt; die Gefühle und Neigungen sind vortrefflich —"

„Gerührt hat mich es auch, Herr Rudolph, daß sie sich nicht die geringste Frage über Sie erlaubte, obgleich natürlich ihre Neugierde sehr groß sein muß. Da mir diese zartfühlende Zurückhaltung auffiel, so wünschte ich zu wissen, ob sie sich derselben auch bewußt sei, und sagte deshalb: „Sie müssen sehr neugierig sein zu erfahren, wer Ihr geheimnißvoller Wohlthäter ist?" — „Ich weiß es," antwortete sie mit allerliebster Naivetät, „er heißt mein Wohlthäter."

„Sie werden also das Mädchen lieben? Die Gesellschaft desselben wird Ihnen tröstend sein, vortreffliche Frau. Sie wird wenigstens einigermaßen die Leere in Ihrem Herzen ausfüllen."

„Ja, ich werde mich mit ihr beschäftigen, wie ich mich mit ihm beschäftigt haben würde," antwortete Madame Georges mit Thränen in den Augen.

Rudolph ergriff ihre Hand.

„Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. — Wenn unsere

Nachforschungen bisher vergeblich gewesen sind, so gelingt es uns doch vielleicht —"

Madame Georges schüttelte traurig das Haupt und sprach bitter:

„Mein armer Sohn wäre jetzt zwanzig Jahre alt —"

„Sagen Sie lieber, er ist so alt."

„Gott gebe es! Herr Rudolph."

„Er wird es geben, ich hoffe es. — Gestern suchte ich (freilich vergebens) einen Mann auf, der Roth=Arm heißt, der mir vielleicht, wie man mir gesagt hatte, Auskunft über Ihren Sohn geben könnte. Als ich aus dem Hause des Roth=Arm heraustrat, traf ich nach einem Streite auf das unglückliche Mädchen da —"

„Desto besser! So hat Sie wenigstens Ihr guter Wille für mich auf ein neues Unglück aufmerksam gemacht, Herr Rudolph."

„Uebrigens hatte ich mir längst schon vorgenommen, diese Menschenklassen genauer kennen zu lernen, da ich fest überzeugt war, daß auch da dem alten Satan, dem ich so gern einen Strich durch die Rechnung mache und dem ich bisweilen die besten Bissen entziehe, einige Seelen zu entreißen sein würden. — Aus Rochefort haben Sie keine Nachricht?" setzte er ernster hinzu.

„Keine," antwortete Madame Georges leise und erbebend.

„Desto besser! — der Unmensch wird seinen Tod in dem Schlamme gefunden haben, als er zu entfliehen suchte. — Sein Signalement ist allgemein verbreitet und er ein so gefährlicher Bösewicht, daß man sicherlich alles aufbietet, um ihn zu entdekken — Dennoch sind bereits zwei Monate vergangen, seit er aus dem Ba —"

Rudolph hielt in dem Augenblicke inne, als er das schreckliche Wort aussprechen wollte.

„Aus dem Bagno entsprungen ist; sprechen Sie es immerhin aus," fiel die unglückliche Frau schaudernd und mit zitternder Stimme ein. — „Der Vater meines Sohnes! — Ach, wenn das unglückliche Kind noch lebt, wenn es den Namen nicht geändert hat, wie ich, welche Schande — welche Schande! Und dies ist noch nichts. — Sein Vater hat vielleicht die schreckliche Drohung wahr gemacht. Ach, Herr Rudolph, verzeihen Sie mir, aber ich bin trotz Ihren Wohlthaten noch immer sehr unglücklich! —"

„Arme Frau, beruhigen Sie sich!"

„Mich überfällt bisweilen eine schreckliche Angst; ich bilde mir ein, mein Mann sei gesund und wohlbehalten aus Rochefort entkommen, er suche mich auf, um mich zu ermorden, wie er vielleicht unser Kind bereits ermordet hat; — denn was hat er aus ihm gemacht? was hat er aus ihm gemacht?"

„Dieses Geheimniß ist das Grab meines Geistes," entgegnete Rudolph nachdenkend. „Warum hat der Elende Ihren Sohn mit fortgenommen, als er, wie Sie mir sagten, vor funfzehn Jahren in das Ausland zu entkommen suchte? Ein Kind in diesem Alter mußte ihm bei seiner Flucht hinderlich sein."

„Ach, Herr Rudolph, als mein Mann (— die Unglückliche schauderte, als sie diese Worte aussprach —) an der Grenze verhaftet, nach Paris gebracht und in das Gefängniß geworfen wurde, in dem ich ihn besuchen durfte, sprach er ja die schrecklichen Worte zu mir: „Ich habe Dein Kind mitgenommen, weil Du es liebst und weil es ein Mittel ist, Dich zu zwingen, mir Geld zu schicken; ob es davon Nutzen haben soll oder nicht, ist meine Sache. Ob es lebt oder stirbt, geht Dich wenig an; Du sollst die Schande des Sohnes tragen, wie Du die Schande des Vaters getragen hast." — Einen Monat später war mein Mann lebenslänglich

verurtheilt. — Seitdem war Alles vergebens, alles Flehen und alles Bitten in meinen Briefen; ich erfuhr nichts von dem Schicksale meines Kindes. — Ach Herr Rudolph, wo ist jetzt mein Sohn? Unaufhörlich schweben mir die schrecklichen Worte vor der Seele: „Du sollst die Schande des Sohnes tragen, wie Du die Schande des Vaters getragen hast!"

„Es wäre ja eine unerklärliche Grausamkeit; warum das unglückliche Kind verderben und zu Lastern erziehen? Warum den Sohn Ihnen entreißen?"

„Ich habe es Ihnen gesagt, Herr Rudolph; um mich zu zwingen, ihm Geld zu schicken; ob er gleich mich in Armuth gebracht hatte, bleiben mir doch einige Hülfsquellen übrig, die auf diese Weise erschöpft wurden. — Trotz seiner Bosheit konnte ich nicht daran zweifeln, daß er einen Theil dieses Geldes verwende, um das unglückliche Kind erziehen zu lassen —"

„Hatte Ihr Sohn kein Zeichen, kein Merkmal an sich, an welchem er zu erkennen wäre?"

„Kein anderes, Herr Rudolph, als das, was ich Ihnen bereits genannt habe: einen kleinen heiligen Geist in Lapis Lazuli geschnitten, den er an einem silbernen Kettchen am Halse trug. Ich habe dieses von dem heiligen Vater geweihte Stück von meiner Mutter erhalten, die es als Kind getragen und dann meinem Sohne umgehängen. Ach, dieser Talisman brachte ihn in das Verderben."

„Wer weiß, gute Mutter! Gott ist allmächtig."

„Hat mich nicht die Vorsehung Ihnen entgegenführt, Herr Rudolph?"

„Zu spät, meine gute Madame Georges, zu spät — vielleicht hätte ich Ihnen Kummer-Jahre ersparen können —"

„Ach, Herr Rudolph, haben Sie mich nicht mit Wohlthaten überhäuft?“

„Worin? Ich habe dieses Gut gekauft; Sie willigten ein, mein Verwalter zu werden, und in Folge Ihrer trefflichen Verwaltung, Ihrer intelligenten Thätigkeit bringt mir das Gut —“

„Bringt Ihnen, gnädiger Herr?“ unterbrach Madame Georges Rudolph; „zahle ich nicht das Pachtgeld an unsern guten Abbé Laporte? Und wird nicht diese Summe durch ihn, auf Ihren Befehl, an die Armen vertheilt?“

„Bringt mir also das Gut nicht viel ein? Aber Sie haben den guten Abbé von meiner Ankunft benachrichtigt, nicht wahr? Ich möchte ihm gern meinen Schützling anempfehlen — er hat meinen Brief erhalten.“

„Herr Murph hat ihn nach seiner Ankunft diesen Morgen abgegeben.“

„Ich erzählte dem guten Pfarrer in diesem Briefe mit wenigen Worten die Geschichte dieses armen Mädchens, da ich nicht gewiß wußte, ob ich heute selbst würde kommen können. — In diesem Falle würde Ihnen Murph Marien zugeführt haben.“

Ein Man von dem Gute unterbrach jetzt das Gespräch, das im Garten statt gefunden hatte, und sagte:

„Madame, der Herr Pfarrer wartet auf Sie.“

„Sind die Postpferde angekommen?“ fragte Rudolph.

„Ja, Herr Rudolph, man spannt sie eben an.“

„Madame Georges, der Pfarrer und alle Leute auf dem Gute kannten den Beschützer Mariens nur unter dem Namen Rudolph.

Murph verrieth durchaus nichts: so pünktlich er unter vier Augen Rudolph „gnädigster Herr“ nannte, so sehr sah er sich vor, denselben in Gegenwart anderer Personen anders zu nennen, als „Herr Rudolph.“

„Ich vergaß Ihnen zu sagen, meine liebe Madame Georges," sagte Rudolph auf dem Rückwege nach dem Wohnhause, „daß Marie, wie ich glaube, eine schwache Brust hat; — die Noth und Entbehrungen haben ihre Gesundheit angegriffen. Heute früh fiel mir ihre Bläſſe auf, obgleich ihre Waugen rosenroth blüheten: auch in ihren Augen habe ich einen etwas fieberhaften Glanz zu bemerken geglaubt. Sie bedarf recht sorgfältiger Pflege."

„Rechnen Sie auf mich, Herr Rudolph. — aber, Gott sei Dank, es ist nichts zu fürchten. Bei ihrem Alter, auf dem Lande, in der guten Luft, bei dem ruhigen und glücklichen Leben wird sie sich schnell erholen."

„Ich hoffe es, aber ich traue doch ihren Aerzten auf dem Lande nicht und werde Murph auftragen, einen geschickten Arzt herzusenden; er wird bestimmen, wie Marie sich verhalten soll. Sie werden mir oft Nachricht von ihr geben. Nach einiger Zeit, wenn sie sich erholt hat, wenn sie ruhig geworden ist, denken wir an ihre Zukunft; — vielleicht wäre es am besten für sie, wenn sie immer bei Ihnen bliebe, — im Fall ihr Charakter und Betragen Ihnen zusagen."

„Ich wünsche das sehr, Herr Rudolph. — Sie würde die Stelle des Kindes vertreten, nach dem ich mich alle Tage sehne."

„Wir wollen für Sie und für Marien hoffen."

„In dem Augenblicke, als Rudolph und Madame Georges in die Nähe des Wohnhauses kamen, langten auch Murph und Marie an.

Marie war durch den Spaziergang etwas aufgeregt worden, und Rudolph machte Madame Georges auf die so lebhafte rosenrothe Farbe auf den Backen des Mädchens aufmerksam, die bei der zarten Weiße ihres Teints noch mehr hervortrat.

Der würdige Mann ließ den Arm des Mädchens los und sagte fast verlegen Rudolph ins Ohr:

„Das Mädchen hat mich ganz bezaubert; ich weiß jetzt wirklich nicht, an wem ich größern Antheil nehme, an ihr oder an Madame Georges. Ich war ein dummer Kerl."

„Reiß' Dir deßhalb die Haare nicht aus, Murph," entgegnete Rudolph lächelnd, indem er die Hand des Alten drückte.

Madame Georges nahm den Arm Mariens und trat mit ihr in das Zimmer im Erdgeschosse, wo der Abbé Laporte wartete.

Murph ging, um die Aufsicht über die Vorbereitungen zur Abreise zu führen.

Madame Georges, Marie, Rudolph und der Geistliche blieben allein.

Das Zimmer war einfach, aber sehr wohnlich und ganz so eingerichtet, wie es Rudolph der Nachtigall geschildert hatte.

Ein dicker Teppich bedeckte den Fußboden, ein gutes Feuer flackerte in dem Kamine, und zwei große Blumensträußer von allen Farben, die in zwei Vasen von geschliffenem Glase standen, verbreiteten einen lieblichen Geruch.

Durch die halbgeschlossenen grünen Jalousien sah man die Wiese, den kleinen Fluß und jenseits den mit Kastanienbäumen bepflanzten Hügel.

Der Abbé Laporte, der an dem Kamine saß, war über achtzig Jahre alt und bei der kleinen Kirche seit den letzten Tagen der Revolution angestellt.

Man konnte nichts Ehrwürdigeres, nichts milder Imposantes sehen, als sein hageres, etwas leidendes, greises Gesicht, das von weißen Haaren umfaßt war, die auf den Kragen und die

schwarze Soutane fielen, welche an mehr als einer Seite ausgebessert war, da er, wie er sagte, lieber zwei oder drei arme Kinder mit gutem warmen Tuche bekleidete, als sich vor zwei oder drei Jahren eine andere Soutane anschaffte.

Der gute Abbé war so alt, daß seine Hände immer zitterten. Es lag etwas äußerst Rührendes in dieser Bewegung, und wenn er bisweilen die Hände beim Sprechen erhob, war es, als wollte er den Segen geben.

Rudolph beobachtete theilnehmend Marien.

Hätte er sie weniger errathen, so würde er sich vielleicht gewundert haben, daß sie mit einer gewissen frommen Heiterkeit zu dem Abbé trat.

Das bewunderungswürdige Gefühl Mariens sagte ihr, daß die Schande aufhöre, wo die Reue oder die Büßung beginne.

„Herr Abbé," sagte Rudolph achtungsvoll, „Madame Georges will die Güte haben, sich dieses armen Mädchens anzunehmen, für das ich auch um Ihre Liebe bitte."

„Sie hat ein Recht darauf, wie alle die, welche zu uns kommen. — Die Güte Gottes ist unerschöpflich, mein liebes Kind, er hat es Ihnen dadurch bewiesen, daß er Sie — in recht schmerzlichen Prüfungen nicht verließ. — Ich weiß Alles —" und er nahm die Hand Mariens in seine ehrwürdigen Hände. — „Der edle Mann, der Sie gerettet, hat das Wort der heiligen Schrift erfüllt: „Der Herr ist nahe denen, die ihn anrufen; er wird die erhören, die ihn fürchten; er wird ihre Stimme hören und sie erretten." Von nun an verdienen Sie seine Güte durch Ihr Verhalten; Sie werden mich immer bereit finden, Sie zu ermuthigen, Sie aufrecht zu erhalten — auf dem rechten Wege, den Sie jetzt betreten. — An Madame Georges werden Sie alle Tage ein Bei-

spiel vor Augen haben, in mir einen aufmerksamen Rathgeber finden, und so wird der Herr sein Werk vollenden —"

„Und ich werde zu ihm beten für die, welche Mitleid mit mir gehabt und mich wieder zu ihm geführt haben, mein Vater," sprach Marie.

Mit einer fast unwillkührlichen Bewegung sank sie vor dem Geistlichen auf die Kniee.

Sie war tief erschüttert und Schluchzen unterbrach ihre Stimme.

Madame Georges, Rudolph, der Abbé waren tief gerührt.

„Stehen Sie auf," sagte der Pfarrer, „Sie werden bald die Vergebung für die großen Sünden verdienen, deren Sie sich weniger schuldig machten, als vielmehr ihr Opfer waren, denn um nochmals mit den Propheten zu sprechen: „Der Herr erhält aufrecht alle die, welche fallen wollen, und richtet empor die, welche man niederdrückt."

„Leben Sie nun wohl, Marie," sagte Rudolph, indem er ihr ein kleines goldenes Kreuz an einem schwarzen Sammetbande gab. Dann setzte er hinzu: „Behalten Sie dieses kleine Kreuz als Andenken an mich; ich habe diesen Morgen den Tag Ihrer Befreiung — Ihrer Erlösung hineingraviren lassen. — Ich werde bald zurückkommen —"

Marie drückte das Kreuz auf ihre Lippen.

Murph öffnete in diesem Augenblicke die Thüre und sagte:

„Herr Rudolph, die Pferde stehen bereit —"

„Leben Sie wohl, mein Vater, — leben Sie wohl, meine gute Madame Georges· — Ich empfehle Ihnen Ihr Kind. — Noch einmal, leben Sie wohl, Marie."

Der ehrwürdige Geistliche ging, auf den Arm der Madame

Georges und Mariens gestützt, hinaus, um Rudolph fortfahren zu sehen.

Die letzten Strahlen der Sonne beschienen diese interessante traurige Gruppe:

Einen alten Priester, das Symbol der Milde, der Verzeihung und der ewigen Hoffnung!

Eine Frau, die in allen Schmerzen geprüft war, welche eine Gattin und eine Mutter niederbeugen können;

Ein junges Mädchen, das kaum aus der Kindheit getreten und durch die Noth, sowie durch die Verführung in den Abgrund des Lasters gestürzt worden war. —

Rudolph stieg in den Wagen und Murph nahm neben ihm Platz

Die Pferde jagten im Galopp davon.

XV.

Die Zusammenkunft.

Am Tage nach jenem, an welchem Rudolph die Nachtigall der Madame Georges übergeben hatte, befand er sich, noch immer in der Kleidung eines Handwerkers, Punkt zwölf Uhr an der Thüre des Wirthshauses „Zum Blumenkorbe", das unweit der Barriere von Bercy lag.

Den Abend vorher, um zehn Uhr, hatte sich der Chourineur pünktlich an dem Orte eingefunden, den ihm Rudolph bezeichnet. Das Resultat dieser Zusammenkunft wird sich aus der Erzählung ergeben.

Es war also Mittag und es regnete in Strömen; die Seine war durch den fast unaufhörlichen Regen angeschwollen und überströmte einen Theil des Quais.

Rodolph sah von Zeit zu Zeit mit Ungeduld nach der Barriere hin; endlich erblickte er in der Ferne einen Mann und eine Frau, die unter einem Regenschirme herbeikamen, und er erkannte die Eule und den Schulmeister.

Diese beiden Personen hatten sich völlig umgewandelt; der Räuber hatte seine schlechte Kleidung und sein rohes Aussehen abgelegt; er trug einen langen Rock von grüner Castorine und

einen runden Hut; sein Halstuch und sein Hemd waren blendend weiß. Ohne die entsetzliche Häßlichkeit seiner Züge und den fahlen Glanz seines Auges würde man den Mann seinem friedlichen Gange nach für einen ehrlichen Bürger haben halten können.

Die ebenso sonntäglich geputzte Einäugige trug ein weißes Häubchen und einen großen Shawl von Bourre-de-Soie und hielt in der Hand einen großen Strickbeutel.

Da der Regen einen Augenblick aufgehört hatte, überwand Rudolph seinen Widerwillen und ging dem schrecklichen Paare entgegen.

Statt der Spitzbubensprache redete der Schulmeister eine fast gesuchte Sprache, die um so schrecklicher klang, als sie einen gebildeten Geist verrieth und von den blutdürstigen Gedanken des Räubers grell abstach.

Als Rudolph zu ihm trat, grüßte der Schulmeister mit einer tiefen Verbeugung und die Eule knixte.

„Herr —, Ihr ergebener Diener —“ sagte der Schulmeister — „Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen oder vielmehr sie zu erneuern, denn vorgestern haben Sie mir ein Paar Faustschläge versetzt, die ein Rhinozeros hätten zu Boden strecken können. — Doch sprechen wir nicht mehr davon; es war ein Scherz von Ihnen, — ich bin überzeugt davon — blos ein Scherz — denken wir nicht mehr daran; es führen uns jetzt wichtige Dinge zusammen. — Ich sah gestern Abend um elf Uhr den Chourineur in der Penne und bestellte ihn diesen Morgen hieher für den Fall, daß er unser Mitarbeiter werden wollte; aber er scheint es von der Hand zu weisen —“

„Sie nehmen also die Sache an?“

„Wenn Sie, Herr — Ihr Name?“

„Rudolph.“

„Herr Rudolph, wir wollen in den „Blumenkorb“ hineingehen; ich und Madame da haben noch nicht gefrühstückt, — dabei können wir von unserem Geschäftchen reden —“

„Recht gern.“

„Auch unterwegs können wir sprechen. Sie und der Chourineur sind wahrhaftig mir und meiner Frau eine Entschädigung schuldig. — Sie haben uns um mehr als zweitausend Francs gebracht. — Die Eule hat eine Zusammenkunft bei Saint-Ouen mit einem großen langen Manne in Trauer verabredet, der letzthin Abends in der Penne nach ihnen fragte; er bot uns zweitausend Francs, wenn wir etwas thun wollten —. Der Chourineur hat es mir so ziemlich erklärt. — Aber Finette,“ sagte der Räuber, „geh hinein und laß Dir ein Zimmer im „Blumenkorbe“ geben und bestelle ein Fruhstück: Coteletten, ein Stück Kalbfleisch, Salat und zwei Flaschen guten Wein. Wir kommen nach.“

Die Eule hatte Rudolph keine Minute aus den Augen gelassen, und sie ging jetzt voraus, nachdem sie einen Blick mit dem Schulmeister gewechselt hatte. Dieser fuhr fort:

„Ich sagte also, Herr Rudolph, der Chourineur hat mich über diesen Vorschlag von zweitausend Francs erbaut.“

„Was bedeutet „erbauen“?“

„Ja, diese Sprache ist freilich für Sie zu hoch; ich meinte, der Chourineur hat mir so ziemlich dentlich gemacht, was der Lange in Trauer mit seinen zweitausend Francs wollte.“

„Gut, gut —“

„Nein, es ist nicht eben gut, junger Mann, denn der Chourineur begegnete gestern früh der Eule bei Saint-Ouen und wich nicht von ihr, als er den Langen in Trauer kommen sah, so daß

sich dieser nicht heranwagte. Sie müssen uns also zweitausend Francs verdienen helfen, ungerechnet fünfhundert für ein Portefeuille, das wir zurückgeben sollten, das wir aber nicht zurückgegeben haben würden, nachdem wir die Papiere darin untersucht, die mehr werth zu sein scheinen."

„Es enthält also Papiergeld?"

„Es enthält Papiere, die mir sehr merkwürdig vorkamen, ob sie gleich meist in englischer Sprache geschrieben sind, und ich behalte sie bei mir," setzte der Räuber hinzu, indem er auf die Seitentasche seines Rockes klopfte.

Rudolph war sehr vergnügt über die Nachricht, daß der Schulmeister die Papiere noch hatte, welche Tom zwei Tage vorher abgenommen worden waren, denn sie waren für ihn von großer Wichtigkeit. Der Auftrag, den er dem Chourineur gegeben, hatte keinen andern Zweck gehabt, als Tom zu hindern, der Eule sich zu nähern; diese mußte so das Portefeuille behalten, und Rudolph hoffte auf diese Weise in den Besitz desselben zu kommen.

„Ich behalte diese Papiere für den Nothfall," sagte der Räuber, „denn ich habe die Addresse des Langen in Trauer gefunden und werde ihn auf diese oder jene Weise wiedersehen."

„Wir können ein Geschäft mit einander machen, wenn Sie wollen; wenn unser Anschlag gelingt, kaufe ich Ihnen diese Papiere ab; ich kenne den Mann, und sie werden mir mehr nützen, als Ihnen."

„Wir wollen sehen. — Kommen wir zuerst wieder auf unsern Hammel."

„Ich hatte dem Chourineur eine vortreffliche Unternehmung vorgeschlagen; anfangs ging er darauf ein, später aber nahm er sein Wort zurück."

„Er hat immer seltsame Gedanken —“

„Dabei machte er mir aber bemerklich, wenn er auch von der Sache nichts haben wollte, möge er sie doch andern nicht verderben, und rieth mir, ich möchte mich an Sie wenden.“

„Und darf ich, ohne neugierig zu erscheinen, wissen, warum Sie gestern früh bei Saint=Ouen eine Zusammenkunft mit dem Chourineur hatten? Was ihn veranlaßte, der Eule zu begegnen? Er war verlegen und konnte mir keine bestimmte klare Antwort darüber geben.“

Rudolph biß sich unbemerkt auf die Lippen und antwortete achselzuckend:

„Das glaube ich wohl, ich hatte ihm meinen Plan nur halb mitgetheilt — Sie verstehen —, da ich nicht wußte, ob er darauf einging —“

„Es war klüger so.“

„Um so klüger, weil ich zweierlei dabei gewann“

„Ah!“

„Gewiß!“

„Sie sind ein vorsichtiger Mann! Sie hatten also mit dem Chourineur eine Zusammenkunft bei Saint=Ouen —“

Rudolph fand nach einigem Zögern glücklicher Weise eine wahrscheinlich klingende Fabel, um damit die Ungeschicklichkeit des Chourineurs zu bemänteln; er sagte:

„Die Sache ist so. Der Anschlag, den ich im Sinne hatte, ist sehr gut, weil der Herr des fraglichen Hauses sich auf dem Lande befindet; ich fürchtete nur, er möchte zurückkommen. Um ruhig zu sein, dachte ich bei mir: hier ist nur Eins zu thun —“

„Sie hatten sich zu überzeugen, ob der Mann wirklich auf dem Lande sei.“

„Wie Sie sagen —. Ich mache mich also auf nach Pierrefitte, wo er sein Landhaus hat; meine Cousine dient dort — Sie begreifen —“

„Vollkommen. Nun?“

„Meine Cousine sagte mir, ihr Herr kehre erst übermorgen nach Paris zurück.“

„Uebermorgen?“

„Ja.“

„Gut. Aber ich komme wieder auf meine Frage; warum hatten Sie eine Zusammenkunft mit dem Chourineur bei Saint-Ouen?“

„Errathen Sie es nicht? — Wie weit ist es von Pierrefitte nach Saint-Ouen?“

„Eine Stunde ungefähr.“

„Und von Saint-Ouen nach Paris?“

„Eben so weit.“

„Sehen Sie wohl! Fand ich Niemanden in Pierrefitte, d. h. war das Haus leer, so war da auch ein gutes Geschäft zu machen, ein weniger gutes als in Paris, aber immer ein leidliches — ich kehrte nach Saint-Ouen zurück, um den Chourineur abzuholen, der mich erwartete. Wir gingen auf einem Feldwege, den ich kenne, wieder nach Pierrefitte. — Und —“

„Ich verstehe. Wenn sich aber die Sache in Paris machte?“

„Gingen wir auf dem Chemin de la Revolte nach der Barriere de l'Etoile und von da nach der Allee des Veuves —“

„Es ist nur ein Schritt bis dahin, — das ist einfach — In Saint-Ouen hatten Sie die beiden Unternehmungen gleich zur Hand; das war sehr geschickt. Nun erkläre ich mir die Anwesen-

heit des Chourineurs in Saint-Ouen —. Das Haus in der Allee des Veuves wird also bis übermorgen nicht bewohnt sein —"

„Nicht bewohnt, bis auf den Portier."

„Gut. Und das Unternehmen ist vortheilhaft?"

„Meine Cousine sprach von 60,000 Francs in Gold, die in dem Zimmer ihres Herren lägen —"

„Und Sie kennen die Gelegenheiten?"

„Wie meine Tasche —. Meine Cousine ist seit einem Jahre da, und ich bin auf den Gedanken gekommen, weil ich sie so oft von Summen reden hörte, die ihr Herr von Zeit zu Zeit aus der Bank holen läßt, um sie anders anzulegen. — Da der Portier ein sehr kräftiger Mann ist, so sprach ich mit dem Chourineur; nach mancherlei Ausreden willigte er auch endlich ein, nahm sein Wort aber doch wieder zurück. — Uebrigens ist er der Mann nicht, der einen Freund verräth —"

„Nein, er ist ein guter Kerl. — Doch da sind wir an Ort und Stelle. — Ich weiß nicht, ob es Ihnen geht wie mir; mir hat die Morgenluft Appetit gemacht."

Die Eule stand auf der Thürschwelle.

„Hier herein," sagte sie, „hier herein! Ich habe das Frühstück bestellt."

Rudolph wollte den Räuber vorausgehen lassen; er hatte seine Gründe dazu, aber der Schulmeister wehrte diese Artigkeit so hartnäckig ab, daß Rudolph endlich vorangehen mußte.

Ehe man Platz am Tische nahm, klopfte der Schulmeister leise an die Wände des Zimmers, um sich von der Dicke derselben zu überzeugen.

„Wir werden nicht nöthig haben, sehr leise zu sprechen," sagte er; „die Wand ist nicht dünn. Man trägt Alles auf ein-

mal auf, und wir werden in unserem Gespräche nicht gestört werden."

Eine Dienerin brachte das Frühstück.

Ehe die Thüre geschlossen wurde, sah Rudolph den Kohlenträger Murph in einem Nebenzimmer sitzen.

Das Zimmer, in welchem der Auftritt stattfand, welchen wir beschreiben, war lang und schmal und erhielt das Licht durch ein Fenster, das auf die Straße ging und der Thüre gegenüber angebracht war.

Die Eule kehrte diesem Fenster den Rücken zu; der Schulmeister saß an der einen, Rudolph an der andern Seite des Tisches.

Nachdem die Aufwärterin sich entfernt hatte, stand der Räuber auf, nahm sein Couvert und setzte sich neben Rudolph, so daß er diesem die Thüre verdeckte.

„Wir können so bequemer mit einander sprechen," sagte er, „und haben nicht nöthig, sehr laut zu reden."

„Und dann wollen Sie auch zwischen mich und die Thüre kommen, um mich zu verhindern, hinauszugehen," antwortete Rudolph kaltblütig.

Der Schulmeister nickte bejahend und zog sodann aus der Seitentasche seines Rockes einen langen runden Dolch von der Dicke einer starken Federspuhle halb hervor, der in einen hölzernen Griff gefaßt war.

„Sie sehen dies —'

„Ja —"

„Es ist nur zur Vorsicht."

Dabei kniff er die Augenbrauen zusammen, welche Bewe=

ganz seine breite flache Tiegerstirn in Falten zog, und machte eine bezeichnende Geberde.

„Und glauben Sie mir," setzte die Eule hinzu, „ich habe den Dolch meines Mannes da geschliffen."

Rudolph griff mit bewundernswürdiger Ruhe unter seine Blouse, zog ein kleines doppelläufiges Pistol hervor, zeigte es dem Schulmeister und steckte es wieder ein.

„Wir passen vollkommen zu einander," sagte der Räuber, „aber Sie verstehen mich doch nicht. — Ich nehme das Unmögliche an. — Wenn man mich arretiren wollte, Sie möchten mir die Schlinge gelegt haben oder nicht, würde ich Sie kalt machen."

Und er warf einen wilden Blick auf Rudolph.

„Ich würde Dir helfen," setzte die Eule hinzu.

Rudolph antwortete nicht, zuckte die Achseln, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es aus.

Diese Ruhe imponirte dem Schulmeister.

„Ich wollte Ihnen nur eine Andeutung geben."

„Schon gut. Stecken Sie nur Ihre Spicknadel wieder ein, es giebt hier kein Hühnchen zu spicken — Ich bin ein alter Hahn und habe gute Sporen," sagte Rudolph. — „Jetzt von unserem Geschäfte —"

„Ja von dem Geschäfte; aber sagen Sie nichts Schlechtes von meiner Spicknadel. Sie macht keinen Lärm und stört nicht."

„Apropos," fiel Rudolph, zu der Eule gewendet, ein, „ist es wahr, daß Sie die Aeltern der Nachtigall kennen?"

„Mein Mann da hat in die Brieftasche des Langen in Trauer zwei Briefe gelegt, die davon handeln. Aber das Mädchen soll nichts davon sehen; eher reiße ich ihr die Augen mit

meinen Händen da aus. — Finde ich sie wieder, so werde ich Abrechnung mit ihr halten —"

„Aber wir reden und reden und kommen mit unserem Geschäfte nicht vorwärts."

„Können wir in ihrer Gegenwart davon sprechen?" fragte Rudolph.

„In völliger Sicherheit; sie ist erprobt und kann uns von großem Nutzen sein, indem sie aufpaßt, Erkundigungen einzieht, Sachen bei sich aufnimmt, sie verkauft u. s. w. Sie besitzt alle Eigenschaften einer guten Hausfrau. Sie können nicht glauben," setzte der Räuber hinzu, indem er der Alten die Hand reichte, welche Dienste sie mir geleistet hat. — Aber wenn Du Deinen Shawl abnähmst, Finette, Du könntest frieren, wenn wir fortgehen; hänge ihn da mit dem Strickbeutel über die Stuhllene."

Die Eule legte den Shawl ab.

Trotz seiner Geistesgegenwart und der Herrschaft, die er über sich hatte, konnte sich Rudolph einer Bewegung des Erstaunens nicht enthalten, als er an einem silbernen Ringe an der dicken vergoldeten Halskette der alten Frau einen kleinen heiligen Geist von Lapis Lazuli hänger sah, welcher dem ganz ähnlich war, welchen der Beschreibung nach der Sohn der Madame Georges getragen hatte, als er verschwunden war.

Bei dieser Entdeckung schoß Rudolph ein Gedanke durch den Kopf. Wie der Chourineur erzählte, hatte der Schulmeister, der vor sechs Monaten aus dem Bagno entflohen war, alle Nachforschungen der Polizei dadurch vereitelt, daß er sich selbst verstümmelte und vor sechs Monaten war auch der Mann der Madame Georges aus dem Bagno verschwunden, ohne daß man erfahren, was aus ihm geworden.

Hiernach konnte der Schulmeister recht wohl der Mann jener unglücklichen Frau sein.

Dieser Elende hatte zu der wohlhabenden Classe der Gesellschaft gehört, und der Schulmeister sprach in gewählten Ausdrücken.

Eine Erinnerung weckte die andere; Rudolph erinnerte sich, daß Madame Georges, als sie ihm eines Tages schaudernd die Verhaftung ihres Mannes erzählt, von dem verzweifelten Widerstande des Unmenschen gesprochen und erwähnt hatte, daß derselbe wegen seiner Riesenstärke beinahe entkommen wäre.

Wenn dieser Räuber der Gatte der Madame Georges war, mußte er auch das Schicksal seines Sohnes kennen. Ueberdies hatte der Schulmeister einige Papiere, die sich auf die Geburt der Nachtigall bezogen, in der Brieftasche, die er dem unter dem Namen Tom bekannten Fremden gestohlen hatte.

Rudolph fand also neue und wichtige Beweggründe, bei seinem Plane zu verharren.

Zum Glück entging sein Nachdenken dem Räuber, welcher artig der Eule vorlegte.

Rudolph sagte zu der Einäugigen:

„Sie haben da eine schöne Kette —"

„Ja, schön ist sie, aber wohlfeil," antwortete die Alte lächelnd. „Sie ist unächt, und ich trage sie nur, bis mir mein Mann eine ächte giebt."

„Das wird auf den Herrn da ankommen. — Wenn wir ein gutes Geschäft machen, kannst Du Dich drauf verlassen —"

„Es ist übrigens merkwürdig, wie gut sie nachgeahmt ist," fuhr Rudolph fort — „Und was ist das blaue Ding da?"

„Auch ein Geschenk von meinem Manne —"

Rudolph sah seine Muthmaßung halb bestätigt und wartete in ängstlicher Spannung auf die Antwort des Schulmeisters, der endlich kauend sagte:

„Das mußt Du behalten, Finette, wenn Du auch eine bessere Kette bekommst — es ist ein Talisman, der Glück bringt —"

„Ein Talisman?" warf Rudolph gleichgiltig hin. „Sie glauben noch an solche Dinge? Wo zum Teufel haben sie ihn gefunden? Wo bekommt man dergleichen?"

„Man macht keine mehr, mein guter Herr. — Das Stück, das Sie da sehen, ist sehr alt; es hat wenigstens drei Generationen gesehen. — Ich halte viel darauf, weil es ein Familienerbstück ist," setzte er mit einem häßlichen Lächeln hinzu, „und deshalb habe ich es Finetten gegeben, — damit es ihr Glück bringe bei den Unternehmungen, in denen sie mich so klug unterstützt. Sie werden es selbst sehen, wenn wir ein Geschäft mit einander machen. — Doch auf den besagten Hammel zurückzukommen, — Sie sagen also, daß in der Wittwen-Allee —"

„Ein Haus Nr. 17 steht, das von einem reichen Manne bewohnt wird. Er heißt —

„Ich mag seinen Namen nicht wissen. — In einem Zimmer liegen, wie Sie sagen sechzigtausend Francs in Gold?"

„Sechzigtausend Francs in Gold!" rief die Eule aus.

Rudolph nickte bejahend.

„Und Sie sind in diesem Hause bekannt?" fragte der Schulmeister.

„Sehr gut."

„Es ist schwer hineinzukommen?"

„Eine sieben Fuß hohe Mauer nach der Wittwen-Allee zu

ein Garten und die Fenster im Erdgeschosse. Das Haus hat nur ein Erdgeschoß."

„Und der Schatz wird nur von einem Portier bewacht?"

„Ja."

„Und welchen Feldzugsplan haben Sie entworfen, junger Mann?" warf der Schulmeister nachlässig hin.

„Die Sache ist ganz einfach. Man steigt über die Mauer und zwängt die Thüre oder einen Fensterladen auf."

„Und wenn der Portier erwacht?" fragte der Schulmeister, indem er den jungen Mann unverwandt ansah.

„So ist es seine Schuld," sagte dieser mit einer bedeutungsvollen Geberde. „Hat der Plan ihre Zustimmung?"

„Sie sehen wohl ein, daß ich Ihnen nicht antworten kann, bevor ich alles selbst besichtigt habe, d. h. mit Hülfe meiner Frau. Wenn aber Alles so ist, wie Sie sagen, so halte ich es für das Beste, sogleich ans Werk zu gehen, — heute Abend."

Der Räuber betrachtete Rudolph wieder aufmerksam.

„Heute Abend? — Das ist nicht möglich" antwortete dieser ruhig.

„Und warum nicht, da der Mann erst übermorgen zurückkommt?"

„Ja, aber ich — ich kann diesen Abend nicht."

„Wahrhaftig? Und ich, ich kann morgen nicht."

„Warum nicht?"

„Aus demselben Grunde, der Sie heute Abend abhält," sagte der Räuber lachend.

Nach einigem Nachdenken setzte Rudolph hinzu:

„Nun, so mag es sein, — heute Abend also — Wo treffen wir einander?"

„Wo wir einander treffen? Wir verlassen einander gar nicht," sagte der Schulmeister.

„Wie?"

„Warum wollen wir uns trennen? Wenn sich das Wetter etwas aufklärt, machen wir einen Spaziergang und besehen uns dabei die Gelegenheit. Sie sollen sehen, wie meine Frau arbeiten kann. Dann kommen wir zurück, spielen Piquet und essen etwas in einem Keller in den Champs Elysées, den ich kenne — ganz nahe am Flusse. Da die Wittwen-Allee sehr bald öde wird, so machen wir uns gegen zehn Uhr dahin auf den Weg."

„Ich werde um neun Uhr zu Ihnen kommen."

„Wollen wir das Geschäft mit einander machen oder nicht?"

„Ich wünsche es" —"

„So bleiben wir beisammen, sonst —"

„Sonst?"

„Sonst glaube ich, Sie wollen mir eine Schlinge legen und nur deshalb mich verlassen."

„Wenn ich das will, was hindert mich, es diesen Abend zu thun?"

„Alles. — Sie erwarteten nicht, daß ich vorschlagen würde, die Sache so bald zu unternehmen. Wenn Sie uns nicht verlassen, können Sie Niemanden benachrichtigen —"

„Sie mißtrauen mir also?"

„Sehr, — da aber an dem, was Sie mir antragen, etwas Wahres sein kann und die Hälfte von sechzigtausend Francs die Mühe lohnt, so will ich es versuchen; aber heute Abend oder nie. Wird es nichts, so weiß ich, wie ich mit Ihnen daran bin, und ich werde Ihnen dann früher oder später eine Suppe nach meiner Art einbrocken."

„Ich würde Ihnen nichts schuldig bleiben, darauf können Sie rechnen.“

„Das sind ja aber dumme Reden,“ fiel die Eule ein. „Ich denke wie mein Mann da: entweder heute Abend oder gar nicht.“

Rudolph befand sich in der äußersten Verlegenheit. Wenn er sich diese Gelegenheit entgehen ließ, sich des Schulmeisters zu bemächtigen, so bot sich vielleicht nie wieder eine andre dar. Der Räuber konnte erkannt, verhaftet und in das Bagno zurückgebracht werden, und er würde dann die Geheimnisse mit sich genommen haben, an denen Rudolph so viel lag.

Er verließ sich also auf den Zufall, auf seine Gewandtheit und seinen Muth und sagte zu dem Schulmeister:

„Ich willige ein, daß wir bis zu heute Abend einander nicht verlassen.“

„So bin ich Ihr Mann, und Sie sollen es nicht bereuen. — Aber es ist bald zwei Uhr. Wir haben ziemlich weit von hier bis zur Wittwen-Allee; es regnet in Strömen; wir wollen bezahlen und einen Wagen nehmen.“

„Wenn wir einen Wagen nehmen, könnte ich vorher wohl eine Cigarre rauchen.“

„Ohne Zweifel,“ sagte der Schulmeister. — „Meine Frau scheut den Tabaksgeruch nicht.“

„So will ich mir Cigarren holen,“ sagte Rudolph, indem er aufstand.

„Bleiben Sie ruhig sitzen,“ fiel der Schulmeister ein, indem er ihn zurückhielt. „Meine Frau geht.“

Rudolph setzte sich wieder.

Der Schulmeister hatte seine Absicht errathen.

Die Eule ging fort.

„Eine gute Hausfrau, nicht wahr?" sagte der Bösewicht, „und gefällig. Sie ginge für mich durch das Feuer."

„Bei dem Feuer fällt mir ein, daß es entsetzlich kalt hier ist," sagte Rudolph, indem er seine beiden Hände unter der Blouse verbarg.

Er nahm so während er das Gespräch mit dem Schulmeister fortsetzte, einen Bleistift aus seiner Westentasche und schrieb, ohne daß es zu bemerken war, eilig einige Worte so weitläufig als möglich, damit er einigermaßen deutlich werde, da er unter der Blouse schrieb, ohne zu sehen.

Nachdem dieses Billet dem Scharfblicke des Schulmeisters entzogen war, mußte es nun an seine Adresse gebracht werden.

Rudolph stand auf, trat an das Fenster und fing an, ein Liedchen zu trällern, während er auf der Scheibe trommelte.

Der Schulmeister trat zu ihm und warf nachlässig hin:

„Was singen Sie da?"

„Ich singe: Meine Rose sollst Du nicht haben."

„Ein hübsches Liedchen. — Ich wollte nur sehen, ob es auf die Vorübergehenden so viel Eindrnck mache, daß sie sich umdrehen."

„Soviel getraue ich mir nicht zu bewirken —"

„Sie haben Unrecht; denn Sie trommeln ganz vorzüglich da auf der Scheibe."

XVI.

Vorbereitungen.

Die Eule kam in diesem Augenblicke mit Cigarren zurück. „Es scheint mir nicht mehr zu regnen,“ sagte Rudolph indem er eine Cigarre anzündete; „wenn wir nun den Fiacre selbst holten? Wir haben uns ganz steif gesessen.“

„Es regnet nicht mehr? entgegnete der Schulmeister: „sind Sie denn blind? Glauben Sie, daß ich meine Frau einem Schnupfen aussetze? daß ich ein so kostbares Leben und einen schönen neuen Shawl wage?“

„Du hast Recht, Männchen, es ist ein wahres Hundewetter draußen.“

„Die Aufwärterin wird kommen; wenn wir bezahlen, tragen wir ihr auf, einen Wagen zu holen,“ meinte Rudolph.

„Das ist das Vernünftigste, junger Mann, was Sie gesagt haben.“

Die Aufwärterin erschien. Rudolph gab ihr hundert Sous.

„Sie irren sich, Herr —, ich werde nicht zugeben —,“ sagte der Schulmeister.

„Jetzt bezahle ich, das nächste Mal bezahlen Sie.“

„Das lasse ich mir gefallen, unter der Bedingung, daß ich Ihnen bald etwas anbieten darf in einem kleinen Wirthshause in den Champs Elysées, das ich kenne und das vortrefflich ist.“

„Ihr nehme es an.“

Nachdem bezahlt war, ging man fort.

Rudolph wollte zuletzt gehen aus Artigkeit gegen die Eule.

Der Schulmeister gab es aber nicht zu, ging dicht hinter ihm und beobachtete die geringste seiner Bewegungen.

In dem Wirthshause befand sich auch ein Weinschank. Eben bezahlte ein Kohlenträger mit geschwärztem Gesichte, der den großen Hut über die Augen gedrückt hatte, an dem Schenktische seine Zeche, als unsere drei Personen vorübergingen.

Trotz der aufmerksamen Ueberwachung des Schulmeisters und der Einäugigen wechselte Rudolph, der vor diesem Paare ging, einen Blick mit Murph.

Der Schlag des Fiacres stand offen, und Rudolph blieb stehen, diesmal fest entschlossen, zuletzt einzusteigen, denn der Kohlenträger hatte sich ihm unbemerkt genähert.

Die Eule stieg wirklich zuerst ein, aber erst nach vielen Complimenten, und Rudolph sah sich genöthigt, ihr zu folgen, denn denn der Schulmeister sagte heimlich zu ihm:

„Soll ich durchaus Mißtrauen gegen Sie hegen?“

Nachdem Rudolph eingestiegen war, trat der Kohlenträger pfeifend auf die Thürschwelle und sah ihn verwundert und besorgt an.

„Wohin?“ fragte der Kutscher und Rudolph antwortete laut: In die Wittwen —“

„In die Akazienallee im Boulogner Wäldchen,“ fiel

Schulmeister ihn unterbrechend ein: dann setzte er hinzu: „Sie sollen gut bezahlt werden, Kutscher.“

Der Wagenschlag wurde zugeworfen.

„Wie konnten Sie vor allen den Maulaffen sagen, wohin wir wollen!“ sagte der Schulmeister. „Eine solche Spur kann uns ins Unglück bringen und zur Entdeckung führen. Junger Mann, junger Mann, Sie sind sehr unvorsichtig!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und Rudolph antwortete:

„Sie haben Recht; ich habe nicht daran gedacht. — Aber ich werde Sie mit meiner Cigarre einräuchern; wenn wir eines der Fenster herunterließen?

Rudolph ließ die That auf die Worte folgen und wußte dabei geschickt ein kleines zusammengewickeltes Papier hinauszubringen, auf das er mit Bleistift unter der Blouse einige Worte geschrieben hatte.

Das Auge des Schulmeisters war so scharf, daß er trotz der Gleichgiltigkeit, die Rudolph zu erhalten suchte, ohne Zweifel einen flüchtigen Ausdruck des Triumphs erkannte; denn er steckte den Kopf aus dem Kutschenschlage hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Schlagen Sie einmal zurück; Es ist Jemand hinten auf dem Wagen“

Rudolph zitterte, rief aber dem Kutscher ebenfalls zu.

Der Wagen hielt an. Der Kutscher stieg auf den Bock, sah sich um und sagte:

„Nein, es sitzt Niemand hintenauf.“

„Ich muß mich selbst überzeugen aus Neugierde,“ entgegnete der Schulmeister, indem er aus dem Wagen sprang.

Er sah Niemanden und bemerkte nichts. Seit Rudolph das

Billet hinausgesteckt hatte, war der Fiacre schon einige Schritte weiter gekommen.

Der Schulmeister glaubte sich geirrt zu haben.

„Sie werden lachen," sagte er bei dem Wiedereinsteigen; „ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, es folge uns Jemand."

In diesem Augenblicke fuhr der Fiacre in eine Querstraße hinein.

Sobald der Wagen verschwunden war, eilte Murph, der den Wagen nicht aus den Augen gelassen und das Manövre Rudolphs wohl bemerkt hatte, hinzu und hob das zusammengebrochene Papier auf.

Nach einer Viertelstunde sagte der Schulmeister zu dem Fiacre:

„Wir haben uns anders besonnen; nach dem Magdalenen-Platze!"

Rudolph sah ihn verwundert an.

„Von diesem Platze aus kann man ohne Zweifel nach tausend verschiedenen Orten hingehen, junger Mann. Wenn man uns beunruhigen wollte, würde die Aussage des Kutschers zu nichts führen."

In dem Augenblicke, als der Fiacre sich der Barriere näherte, jagte ein hochgewachsener Mann in einem langen weißlichen Ueberrocke, mit weit über die Stirn hereingedrücktem Hute und sehr brauner Gesichtsfarbe auf einem großen prächtigen Pferde vorbei.

„Zu einem schönen Pferde gehört ein guter Reiter!" sagte Rudolph, indem er sich aus dem Wagen hinausbog und Murph nachsah, „Wie der Dicke jagt! — Haben Sie gesehen?"

„Er kam so schnell vorüber," antwortete der Schulmeister, „daß ich ihn nicht bemerkt habe."

Rudolph verheimlichte seine Freude glücklich; Murph hatte

die fast hieroglyphischen Zeichen seines Billets enträthselt. Der Schulmeister, der nun überzeugt war, daß Niemand dem Fiacre folge, beruhigte sich auch, wollte der Eule nachahmen, die schlief oder sich vielmehr stellte als schlafe sie, und sagte zu Rudolph:

„Nehmen Sie es nicht übel, aber das Schaukeln des Wagens macht immer einen ganz eigenen Eindruck auf mich; es schaukelt mich wie ein Kind —"

Der Räuber wollte während des erheuchelten Schlafes beobachten, ob das Gesicht seines Begleiters keinen besonderen Ausdruck annehme.

Rudolph errieth aber diese List und antwortete:

„Ich bin zeitig aufgestanden: der Schlaf kommt mir in die Augen, ich werde ihrem Beispiele folgen."

Und er schloß die Augen.

Bald täuschte das laute Athmen des Schulmeisters und der Eule, die um der Wette schnarchten, Rudolph so vollständig, daß er wirklich glaubte, sie schliefen, und die Augen halb aufschlug.

Der Schulmeister und die Eule saßen trotz ihrem Schnarchen mit offenen Augen da und unterhielten sich mit einander durch die Fingersprache.

Mit einem Male hörte diese Zeichensprache auf. Der Räuber erkannte ohne Zweifel an einem kaum bemerklichen Zeichen, daß Rudolph nicht schlief, und sagte lachend:

„Ach, Camerad, Sie prüfen wohl ihre Freunde?"

„Das darf Sie nicht wundern, da Sie mit offenen Augen schnarchen."

„Bei mir ist es etwas Anderes; ich bin mondsüchtig —"

Der Fiacre hielt auf dem Magdalenenplatze.

Der Regen hatte einen Augenblick aufgehört, die Wolken

aber, die der Wind vor sich herjagte, waren so schwarz und hingen so tief, daß es fast Nacht war.

Rudolph, die Eule und der Schulmeister gingen nach dem Cours-la-Reine zu.

„Da komme ich auf einen Gedanken, der nicht übel ist,“ sagte der Räuber.

„Auf welchen?“

„Mich zu überzeugen, ob Alles richtig ist, was Sie mir von dem Hause in dee Wittwen-Allee gesagt haben.“

„Wenn Sie jetzt hier herumgehen wollen, könnte man Verdacht schöpfen, und übrigens ist es kaum vier Uhr.“

„Ich für meine Person bin dazu nicht unschuldig genug, junger Mann; aber warum hat man eine Frau?“

Die Eule richtete den Kopf empor.

„Sehen Sie die Frau an! Wie ein Trompetenpferd, das zum Angriff blasen hört!“

„Sie wollen sie auf Recognoscirung ausschicken?“

„Wie Sie sagen.“

„Nr. 17. in der Wittwen-Allee, nicht wahr?“ fragte die Eule in ihrer Ungeduld. „Ich habe zwar nur ein Auge, aber das ist gut.“

„Sehen Sie, junger Mann? Der Eifer läßt ihr schon keine Ruhe.“

„Wenn sie auf eine geschickte Weise hineinkommen kann, so finde ich Ihren Gedanken nicht schlecht,“

„Behalte den Regenschirm, Männchen; in einer halben Stunde bin ich wieder hier, und Du sollst sehen, was ich vermag,“ sagte die Eule.

„Wir wollen in das „blutende Herz“ gehen, das gleich hier

ist. Wenn der kleine Lahme da ist, so nimm ihn mit; er kann außen an der Thüre bleiben und Wache halten, während Du hineingehst."

„Du hast Recht; er ist schlau wie ein Fuchs, der kleine Lahme. Obgleich erst zehn Jahr alt, hat er doch —"

Ein Wink des Schulmeisters unterbrach die Eule.

„Was ist das „bluteude Herz"? Ein sonderbares Wirthshausschild!" sagte Rudolph.

Darüber müssen Sie sich bei dem Wirthe beschweren."

„Wie heißt er?"

„Der Wirth zum blutenden Herzen."

„Der Wirth „zum blutenden Herzen"?"

„Ja."

„Er fragt nicht nach den Namen seiner Gäste."

„Aber —"

„Nennen Sie ihn, wie Sie wollen, Peter, Thomas, Christoph, er wird immer antworten. — Doch da sind wir schon, und ganz zur rechten Zeit, denn es fängt wieder an zu regnen; und wie groß der Fluß geworden ist! Sehen Sie! Wenn es noch zwei Tage regnet, so strömt das Wasser über die Brücke."

„Sie sagen, wir wären an Ort und Stelle? — Wo ist denn das Wirthshaus? — ich sehe kein Haus."

„Sehen Sie sich nur recht um."

„Und wohin soll ich sehen?"

„Zu Ihren Füßen."

„Zu meinen Füßen?"

„Ja."

„Wo denn?"

„Da —! Sehen Sie das Dach?"

Rudolph hatte eines jener unterirdischen Wirthshäuser nicht bemerkt, die es noch vor einigen Jahren an manchen Stellen der Champs-Elysées, namentlich in der Nähe des Cours-la-Reine gab.

Eine in der feuchten, fetten Erde angelegte Treppe führte in eine Art Grube hinunter; an eine Seite derselben lehnte sich ein niedriger, schmutziger, gesprungener Bau, dessen mit moosigen Ziegeln bedecktes Dach kaum an die Oberfläche des Erdbodens oben reichte, wo Rudolph stand; ein paar Hütten von wurmstichigen Brettern dienten als Keller, als Schuppen, und gehörten zu dieser erbärmlichen Kneipe.

Ein sehr schmaler Gang ging der ganzen Länge nach durch die Grube und führte von der Treppe zu der Thüre des Hauses; der übrige Raum verschwand hinter einer Gitterlaube, die zwei Reihen plumper Tische schützte, welche in der Erde festgemacht waren.

Der Wind bewegte pfeifend ein schlechtes Blechschild, auf welchem man ein rothes Herz, von einem Pfeil durchbohrt, sah, in den verrosteten Angeln auf einem über dieser Höhle aufgerichteten Pfahle.

Ein dicker feuchter Nebel verband sich mit dem Regen. — Es wurde allmählig Abend.

„Was sagen Sie zu diesem Wirthshause, junger Mann?“ begann der Schulmeister wieder.

„Nach dem vierzehntägigen Regen muß es ziemlich feucht da unten sein. Ich glaube, man kann da angeln. — Gehen Sie voran.“

„Nur einen Augenblick! Ich muß erst wissen, ob der Wirth da ist. — Merken Sie auf.“

Der Räuber drückte die Zunge stark an seinen Gaumen und gab auf diese Weise einen seltsamen, langgedehnten, kehltönigen Laut von sich.

Von unten antwortete gleich darauf ein ähnlicher Ton.

„Er ist da,“ sagte der Schulmeister. „Verzeihung, junger Mann — Ehre den Damen! Lassen Sie die Eule vorausgehen, ich folge Ihnen. Nehmen Sie sich vor dem Fallen in Acht; es ist schlüpfrig da.“

XVII.

Das blutende Herz.

Der Wirth zum blutenden Herzen kam, nachdem er das Zeichen des Schulmeisters beantwortet hatte, höflich bis an die Schwelle seiner Thüre heraus, um ihn zu empfangen.

Dieser Mann, den Rudolph in der Cité gesucht hatte und den er noch nicht unter dem wahren oder vielmehr unter dem gewöhnlichen Spitznamen kennen sollte, war Roth-Arm. Er war klein, hager und schwächlich, und konnte etwa funfzig Jahre alt sein. Sein Gesicht hatte etwas von dem Marder und der Ratte; seine spitze Nase, sein Kinn, seine starken Backenknochen, seine kleinen, schwarzen, lebhaften und durchdringenden Augen gaben seinen Zügen einen unnachahmlichen Ausdruck von Schlauheit und Verstand. Eine alte blonde oder vielmehr wie sein zottiges Gesicht gelbe Perücke, die auf dem Scheitel seines Kopfes saß, ließ seinen ergrauten Hinterkopf sehen. Er trug eine Jacke und eine lange schwärzliche Schürze, wie die Kellner in den Weinschenken.

Unsere drei Personen hatten kaum die letzte Stufe der Treppe verlassen, als ein Kind von höchstens zehn Jahren, das sehr klein, lahm und etwas verwachsen war, aber ein kluges, wenn auch et-

was kränkliches Gesicht hatte, zu Roth-Arm trat, dem es so auffallend glich, daß man es sofort für den Sohn desselben erkennen mußte.

Es war derselbe durchdringende listige Blick. Die Stirn des Knaben verschwand zur Hälfte unter einem Walde gelblicher, harter, borstenähnlicher Haare. Braune Beinkleider und eine graue Blouse, die durch einen Ledergürtel zusammenhalten wurde, vervollständigten den Anzug des Lahmen, wie man ihn nannte. Er stand da neben seinem Vater auf dem guteu Beine wie ein Reiher am Rande eines Sumpfes.

„Da ist er," sagte der Schulmeister. „Finette, die Zeit drängt, es wird Abend, die noch übrige Helle muß benutzt werden."

„Du hast Recht, Männchen, ich will mir den Lahmen von seinem Vater ausbitten."

„Guten Tag, Alter," sagte Roth-Arm zu dem Schulmeister mit dünner, kreischender Fistelstimme; „was steht zu Deinem Dienste?"

„Du sollst meiner Frau Deinen Jungen auf eine Viertelstunde leihen; sie hat hier etwas verloren —; er soll ihr suchen helfen."

Roth-Arm blinzelte mit den Augen lächelnd dem Schulmeister zu und sagte zu seinem Sohne:

„Lahmer, geh mit Madame."

Der häßliche Knabe, der durch die Häßlichkeit und das boshafte Aussehen der Eule angezogen wurde, wie andere durch ein wohlwollendes Aeußere bestochen werden, hinkte zu der Einäugigen und ergriff die Hand derselben.

„Das ist ein Kind!" sagte die Eule; „wie das gleich kommt!

Der Junge macht es nicht wie mein Balg, der immer aussah, als wäre es ihm übel, wenn er an mich kam."

„Geh nun schnell, Frau; mach' das Auge auf und sieh Dich wohl um. Ich erwarte Dich hier."

„Ich werde bald wieder da sein. — Geh voran, Lahmer."

Und die Einäugige nebst dem kleinen Lahmen ging die schlüpfrige Treppe wieder hinauf.

„Frau, nimm doch den Regenschirm mit!" rief ihr der Räuber nach.

„Der würde mir im Wege sein, Männchen," antwortete die Alte, die mit dem Knaben bald in dem Nebel verschwand.

„Wir wollen hineingehen," sagte Rudolph.

Er mußte sich bücken, um durch die Thüre in das Wirthshaus hineinzukommen, das in zwei Stuben getheilt war. In der einen sah man einen Schenktisch und ein Billard in schlechtem Zustande, in der andern Gartentische und Stühle, die einmal grün angestrichen gewesen waren. Zwei schmale Fenster mit von Spinnweben bedeckten kleinen Scheiben erhellten kaum diese Stuben, deren Wände feucht und grünlich waren.

Rudolph ist kaum eine Minute allein gewesen; Roth-Arm und der Schulmeister haben aber Zeit gehabt, schnell einige Worte und einige geheimnißvolle Zeichen zu wechseln.

„Wir wollen ein Glas Bier oder ein Glas Branntwein trinken, bis meine Frau wiederkommt," sagte der Schulmeister.

„Nein, ich bin nicht durstig."

„Nach Belieben. Ich trinke ein Glas Branntwein," fuhr der Räuber fort und setzte sich an einem der kleinen grünen Tische in der andern Stube nieder.

Es wurde hier unten so dunkel, daß unmögiich in einer Ecke

dieser zweiten Stube der gähnende Eingang zu einem der Keller zu erkennen war, die gewöhnlich mit einer doppelten Fallthüre verschlossen werden, deren eine Hälfte meist offen stehen bleibt.

Der Tisch, an welchem der Schulmeister saß, befand sich ganz nahe bei diesem dunkeln tiefen Loche, dem er den Rücken zukehrte und das er so vor den Augen Rudolphs ganz verdeckte. —

Dieser sah durch das Fenster hinaus, um seine Unruhe zu verbergen. Ob er wohl Murph in aller Eile nach der Wittwen-Allee hatte reiten sehen, war er doch nicht ganz ohne Besorgniß; denn er fürchtete, der würdige Squire würde die Bedeutung seines nothwendig so lakonischen Briefchens nicht ganz verstanden haben. Er zitterte mehr als jemals, diese einzige Gelegenheit zu verlieren, in Besitz der Geheimnisse zu kommen, deren Kenntniß ihm so sehr am Herzen lag. Ob er gleich sehr kräftig, sehr entschlossen und gut bewaffnet war, so hatte er es doch mit einem listigen, furchtbaren Mörder zu thun, der zu Allem fähig war.

Auf der andern Seite liebte er heftige, aufregende Gefühle so sehr, daß er einen gewissen schrecklichen Reiz selbst in der Besorgniß und in den Hindernissen fand, die dem Plane entgegen standen, welchen er am Tage vorher mit seinem treuen Murph und dem Chourineur verabredet hatte.

Um sich indeß nicht durchschauen zu lassen, setzte er sich auch an den Tisch des Schulmeisters und verlangte ein Glas.

Roth-Arm betrachtete, nachdem er leise einige Worte mit dem Räuber gewechselt hatte, Rudolph mit neugierigem, höhnischem und mißtrauischem Blicke.

„Mir ist eingefallen," sagte der Schulmeister, „daß, wenn uns meine Frau sagt, die Leute, welche wir besuchen wollen, wä-

ren zu Hause, wir ihnen unsern Besuch um acht Uhr machen könnten."

„Das wäre um zwei Stunden zu früh," entgegnete Rudolph; „es würde ihnen unangenehm sein."

„Sie glauben?"

„Ich bin überzeugt davon."

„Bah, — unter Freunden macht man keine Umstände."

„Ich kenne und wiederhole Ihnen, daß wir vor zehn Uhr nicht gehen dürfen —"

„Sie sind sehr eigensinnig, junger Mann."

„Ich rühre mich vor zehn Uhr nicht von der Stelle."

„Geniren Sie sich nicht." fiel Roth-Arm mit seiner Fistelstimme ein; „ich schließe mein Haus nie vor Mitternacht. Um diese Zeit pflegen erst meine besten Kunden anzukommen, — und meine Nachbarn klagen nicht über den Lärm, der bei mir gemacht wird."

„Ich muß wohl in Alles willigen, was Sie wollen, junger Mann, sagte der Schulmeister. „Es mag drum sein wir wollen erst um zehn Uhr aufbrechen."

„Da kommt die Eule!" sagte Roth-Arm, als er einen ähnlichen Laut wie den gehört und wiederholt, welchen der Schulmeister ausgestoßen hatte, bevor er in das unterirdische Haus hinunterstieg.

Eine Minute nachher erschien die Eule wieder.

„Es ist richtig, Männchen!" sagte die Einäugige im Eintreten.

Roth-Arm zog sich bescheiden zurück, ohne nach seinem lahmen Sohne zu fragen, den er wahrscheinlich noch nicht wieder erwartete.

Die Alte war vom Regen völlig durchnäßt und setzte sich vor Rudolph und dem Räuber nieder.

„Nun?" fragte der Schulmeister.

„Soweit hat der junge Mann da die Wahrheit gesagt."

„Sehen Sie! fiel Rudolph ein.

„Lassen Sie die Eule reden, junger Mann. Weiter, Frau!"

„Ich kam bei Nr. 17 an und ließ den kleinen Lahmen Wache stehen. — Es war noch hell. Ich klopfe an eine kleine Thüre, welche die Angeln an der Außenseite hat und die an der Schwelle wenigstens zwei Zoll freien Raum läßt. Nichts. Ich klingelte, und der Portier machte mir auf, ein großer dicker Mann, ein Funfziger etwa, mit schläfrigen, gutmüthigen Gesichte, rothem Backenbart und einer Glatze. — Ehe ich klingelte, hatte ich meine Haube in die Tasche gesteckt, um wie eine Nachbarin auszusehen. Sobald ich den Portier sah, fing ich an zu heulen und zu schreien, ich hätte meinen Papagei, meinen Liebling, verloren. Ich sagte ich wohne in der Allee Marboeuf nud hätte meinen Papagei von Garten zu Garten verfolgt. Endlich bat ich ihn um die Erlaubniß, meinen Papagei in seinem Garten suchen zu dürfen."

„Hm!" sagte der Schulmeister mit stolzer Freude, indem er auf die Eule wies, „was für eine Frau."

„Es war sehr klug," sagte Rudolph, „und dann?"

„Der Portier erlaubte mir mein Papchen zu suchen —, ich lief in dem Garten herum und sah empor und nach allen Seiten, um Alles zu bemerken. — An der innern Seite der Mauern," fuhr die Alte fort, „giebt es überall Geländer, wahre Treppen; an der Ecke, links, steht eine Fichte wie eine Leiter breit, so daß eine schwangere Frau daran hinuntersteigen könnte. Das Haus

hat sechs Fenster im Erdgeschoß, keine Etage weiter, und vier Kellerlöcher ohne Eisenstäbe. Die Fenster sind mit Laden verschlossen."

„Lassen sich leicht öffnen," fiel der Schulmeister ein.

Die Eule fuhr fort:

„Die Eingangsthüre ist eine Glasthüre mit zwei Vorsetzern."

„Es ist ganz richtig," bemerkte Rudolph.

„Links," fuhr die Eule fort, „im Hofe ein Ziehbrunnen; das Seil könnte, weil an dieser Seite kein Geländer an der Mauer ist, gebraucht werden in dem Falle, wenn der Rückzug nach der Thüre zu abgeschnitten würde —"

„Du bist in dem Hause drin gewesen? Sie ist hineingegangen, junger Mann!" sagte der Schulmeister mit Stolz.

„Allerdings bin ich darinnen gewesen. Da ich meinen Papagei nicht fand, so stellte ich mich ganz erschöpft und halb ohnmächtig und bat den Portier um die Erlaubniß, mich einen Augenblick auf die Thürschwelle niedersetzen zu dürfen. Der brave Mann ließ mich eintreten und brachte mir ein Glas Wein und Wasser. „Blos Wasser, guter Herr, blos Wasser!" sagte ich. Da ließ mich der Portier in das Vorzimmer treten —, überall Teppiche, — eine gute Vorsicht, man hört weder gehen noch die Glasstücke fallen, wenn man eine Fensterscheibe eindrücken müßte; rechts und links Thüren mit gewöhnlichen Schlössern Die gehen auf, wenn man daran bläst. — Im Hintergrunde eine starke Thüre, verschlossen. Es roch nach Geld. Ich hatte mein Wachs in meinem Beutel. —"

„Sie hatte ihr Wachs, junger Mann. Sie geht nie ohne ihr Wachs aus," sagte der Räuber.

Die Eule fuhr fort:

„Ich mußte an die Thüre kommen, die nach Geld roch. — Ich stellte mich, als verschlucke ich mich so sehr, so sehr, daß ich mich an die Wand stützen mußte. Als der Portier mich husten hörte, sagte er: „ich werde Ihnen ein Stück Zucker holen.“ Er suchte wahrscheinlich einen Löffel, denn ich hörte Silberzeug klingen; es ist Silberzeug in dem Zimmer rechts, vergiß das nicht, Männchen! Hustend hatte ich mich endlich der Thüre im Hintergrunde genähert, — ich hatte mein Wachs in der hohlen Hand — und drückte es auf das Schloß — da ist der Abdruck. Wenn wir ihn heute nicht brauchen können, brauchen wir ihn ein anderes Mal.“

Die Eule gab dem Räuber ein Stück gelbes Wachs, auf dem man deutlich den Abdruck sah.

„Ist das die Thüre zu dem Gelde?“ fragte die Eule.

„Es ist die Thüre zu dem Gelde,“ antwortete Rudolph.

„Aber nicht alles Geld ist da!“ fuhr die Eule fort, deren grünes Auge funkelte. „Als ich an die Fenster trat, immer um mein Papchen zu suchen, sah ich in einem Zimmer links von der Thüre auf einem Schreibtische Geldsäcke stehen. — Ich sah sie so deutlich wie ich Dich sehe, Männchen — wenigstens zwölf standen da.“

„Wo ist der lahme Junge?“ fragte mit einem Male der Schulmeister.

„Er hält noch immer Wache in einem Loche zwei Schritte von der Gartenthür. — Er sieht im Dunkeln wie die Katzen. — Es führt kein anderer Eingang in Nr. 17. Wenn wir kommen, wird er uns sagen, ob Jemand hineingegangen ist.“

„Gut —“

Kaum hatte der Schulmeister diese Worte gesprochen, als er unversehens über Rudolph herfiel, denselben an der Kehle packte und in den Keller stürzte, der hinter dem Tische offen stand.

Der Angriff erfolgte so rasch, so unerwartet, so kräftig, daß ihn Rudolph weder vorhersehen noch vermeiden konnte. —

Die Eule stieß vor Schreck einen gellenden Schrei aus; sie hatte das Resultat dieses kurzen Kampfes nicht sogleich gesehen.

Nachdem das Geräusch vom Falle Rudolphs aufgehört hatte, stieg der Schulmeister, der in diesem Hause vollkommen bekannt war, langsam in den Keller hinunter und horchte aufmerksam.

„Männchen — sei auf der Hut!" rief die Einäugige, indem sie sich über die Kelleröffnung bog — „ziehe Deinen Dolch —"

Der Räuber antwortete nicht und verschwand.

Anfangs hörte man nichts, nach einigen Augenblicken kreischte eine verrostete Thüre in der Tiefe des Kellers, worauf wieder vollkommene Stille eintrat.

Es war vollkommen dunkel. Die Eule suchte in ihrem Beutel, entzündete ein Schwefelhölzchen und brannte damit ein kleines Licht an, dessen schwacher Schein sich in der düstern Stube verbreitete.

In diesem Augenblicke erschien das gräßliche Gesicht des Schulmeisters an der Kelleröffnung.

Die Eule konnte sich eines Ausrufes des Entsetzens bei dem Anblicke dieses blassen verstümmelten, schrecklichen Gesichtes mit den fast phosphoreszirenden Augen nicht enthalten. Bald aber sammelte sie sich wieder und sagte mit einer gewissen entsetzlichen Schmeichelei:

„Du mußt schrecklich sein, — da ich, ich mich vor Dir fürchtete.“

„Schnell, schnell nach der Wittwen-Allee,“ sagte der Räuber, indem er die Kellerthüre mit einer Eisenstange verschloß; „in einer Stunde ist es zu spät.“

XVIII.

Der Keller.

Rudolph war in Folge des fürchterlichen Sturzes ohnmächtig und bewegungslos unten an der Kellertreppe liegen geblieben.

Der Schulmeister hatte ihn bis an den Eingang eines zweiten noch weit tiefern Kellergewölbes geschleppt, in dasselbe hinuntergetragen und die dicke mit Eisen beschlagene zweite Thüre verschlossen; dann war er wieder zu der Eule hinaufgegangen, um mit ihr einen Diebstahl, vielleicht einen Mord in der Wittwen-Allee zu begehen.

Nach einer Stunde etwa kam Rudolph allmälig wieder zu sich.

Er lag in völliger Finsterniß am Boden, streckte die Arme um sich her aus und berührte steinerne Stufen. Zu seinen Füßen fühlte er etwas sehr Kaltes; er griff dahin; es war eine Wasserpfütze.

Durch eine gewaltsame Anstrengung gelang es ihm, sich auf die letzte Stufe zu setzen; seine Betäubung verschwand allmälig: er machte einige Bewegungen. — Zum Glück hatte er kein Glied

gebrochen. — Er horchte, hörte aber nichts, als ein schwaches, aber fortwährendes Rauschen.

Anfangs ahnte er die Ursache davon nicht.

Je heller sein Geist wieder wurde, um so deutlicher erinnerte er sich, wenn auch unvollständig und langsam, der Umstände des Ueberfalles, dessen Opfer er geworden war. Fast kehrten bereits alle seine Gedanken zurück, als er an den Füßen wiederum das Gefühl von Kühle empfand; er bückte sich, er tastete umher; das Wasser reichte ihm bis an die Knöchel. —

In der schauerlichen Stille, die ihn umgab, hörte er das schwache, dumpfe, fortwährende Rauschen noch deutlicher. Diesmal errieth er die Ursache; das Wasser drang in den Keller ein. Die Seine war sehr bedeutend angeschwollen. und dieser unterirdische Ort befand sich nnterhalb des Niveaus des Flusses. —

Diese Gefahr gab Rudolph ein ganzes Selbstbewußtsein wieder; blitzschnell schritt er die feuchten Stufen hinauf. Oben stieß er an eine Thüre, die er vergebens zu erschüttern suchte; sie blieb unbeweglich in ihren eisernen Angeln.

In dieser verzweifelten Lage dachte er zuerst an Murph.

„Wenn er nicht auf seiner Hut ist, wird ihn dieser Unmensch ermorden, und ich — ich habe seinen Tod veranlaßt! — Armer Murph!“

Dieser schreckliche Gedanke steigerte die Kräfte Rudolphs; er stemmte sich auf seine Füße, zog den Kopf ein, legte die Schultern an die Thüre und bot alle seine Kräfte auf, aber die Thüre rührte sich nicht.

In der Hoffnung, in dem Keller etwas zu finden, das ihm als Hebel dienen könnte, stieg er wieder hinunter: auf der vorletzten Stufe stieß sein Fuß an ein paar runde elastische Körper,

die schnell entwichen; — es waren Ratten, die das Wasser aus ihren Löchern trieb.

Rudolph durchtastete den Keller nach allen Richtungen hin und stand dabei bis fast an die Kniee im Wasser; er fand nichts.

In gräßlicher Verzweiflung stieg er langsam die Treppe wieder hinauf.

Er zählte die Stufen; es waren dreizehn; drei standen bereits unter Wasser.

Dreizehn! Eine unglückliche Zahl! — In manchen Lagen sind selbst die stärksten Geister von abergläubischen Ideen nicht frei; auch Rudolph sah in dieser Zahl ein unglückliches Anzeichen. Dann dachte er wieder an das mögliche Schicksal Murphs. Vergebens suchte er eine Oeffnung zwischen dem Fußboden und der Thüre, deren Holz in der Feuchtigkeit wahrscheinlich aufgequollen war, denn sie schloß sich hermetisch der feuchten Erde an.

Rudolph schrie und rief mit aller Kraft, da er hoffte, seine Stimme könnte bis zu den Gästen im Wirthshause oben dringen. Dann horchte er.

Er hörte nichts, als das schwache, dumpfe, ununterbrochene Rauschen und Plätschern des Wassers, das höher und immer höher stieg.

Erschöpft setzte sich Rudolph nieder, den Rücken gegen die Thüre gelehnt. Er weinte über seinen Freund, der vielleicht eben unter dem Dolch eines Mörders zuckte und beklagte bitterlich seine unvorsichtigen kühnen Pläne, obgleich der Zweck derselben ein edler war. Er gedachte mit Schmerz an tausend Beweise von der Hingebung Murphs, der, reich und geehrt, ein geliebtes Weib und Kind verlassen, seine theuersten Interessen geopfert hatte, um Ru-

dolph zu folgen und ihm bei der muthigen, aber seltsamen Büßung beizustehen, die er sich auferlegt hatte. —

Das Wasser stieg fortwährend; schon waren nur noch fünf Stufen frei. Wenn Rudolph an der Thüre sich aufrichtete, berührte er mit der Stirn die Decke. Er konnte berechnen, wann der Tod ihn ereilen würde, ein langsamer, stummer, ein schrecklicher Tod.

Da gedachte er des Pistols, das er bei sich hatte. Auf die Gefahr hin sich selbst zu verstümmeln, wollte er dasselbe an die Thüre setzen und abbrennen; vielleicht bewirkte er dadurch eine Oeffnung; aber er hatte leider die Waffe im Fallen verloren oder sie war ihm von dem Schulmeister abgenommen worden.

Ohne die Besorgniß um Murph würde Rudolph den Tod mit Ruhe erwartet haben — Er hatte viel gelebt, — er war heiß geliebt worden, — er hatte Gutes gethan und wollte, Gott wußte es! noch mehr thun. Ohne gegen den Schicksalsschluß zu murren, der ihn traf, sah er darin vielmehr eine gerechte Strafe für eine noch nicht abgebüßte That. Mit der Gefahr erhoben sich seine Gedanken.

Aber eine neue Pein setzte die Ergebenheit Rudolphs auf die Probe.

Die durch das Wasser vertriebenen Ratten hatten sich, da sie keinen Ausgang fanden, von Stufe zu Stufe geflüchtet. Sie kletterten an Rudolphs Kleidungsstücken empor. Sein Ekel, sein Abscheu waren unbeschreiblich, als er sie um sich wimmeln fühlte. — Er wollte sie verjagen, aber sie bissen ihn in die Hände; bei seinem Falle hatten sich seine Blouse und sein Jäckchen geöffnet; er fühlte auf der nackten Brust kalte Pfoten und einen behaarten

Körper. Zwar schleuderte er die unreinen Thiere weit von sich, aber sie schwammen immer wieder heran zu ihm.

Rudolph schrie und rief von Neuem. Niemand hörte ihn. In wenigen Minuten, das sah er voraus, konnte er nicht mehr schreien; das Wasser stand ihm bereits bis an den Hals; bald mußte es seinen Mund erreichen.

Das Athmen wurde ihm schwer; die ersten Symptome des Erstickens stellten sich an ihm ein: die Adern an seinen Schläfen klopften heftig; es schwindelte ihm; er war dem Tode nahe. Zum letztenmale dachte er an Murph, dann erhob er seine Seele zu Gott, — nicht, daß er ihn der Gefahr entreiße, sondern daß er seine Leiden abkürze.

In diesem äußersten Augenblicke, nahe daran, nicht blos Alles, was das Leben glücklich, glänzend, beneidenswerth macht, sondern auch einen fast königlichen Titel, eine souveraine Macht zu verlassen; genöthigt, ein Unternehmen aufzugeben, das seine beiden Leidenschaften; die Liebe zum Guten und den Haß gegen die schlechten Menschen befriedigte, aber auch einst als Buße für seine Vergehen angerechnet werden konnte; bereit, eines entsetzlichen Todes zu sterben, blieb Rudolph frei von jenen Anfällen ohnmächtiger Wuth, in denen die schwachen Seelen abwechselnd die Menschen, das Geschick und Gott verfluchen.

Nein; Rudolph ertrug, so lange sein Geist klar blieb, sein Schicksal mit Unterwürfigkeit und Demuth. Erst als die Todesnähe seine Gedanken verdunkelte, als nur noch der Instinkt des Lebens vorherrschte, wehrt er sich wenn man so sagen kann, körperlich, nicht geistig, gegen den Tod.

Der Schwindel riß die Gedanken Rudolphs in seine raschen entsetzlichen Wirbel hinein; das Wasser brauste an seinen Ohren;

es war ihm, als drehe er sich um sich selbst! der letzte Schein des Verstandes wollte eben verlöschen, — als eilige Tritte und ein Geräusch von Stimmen sich neben der Kellerthür vernehmen ließen.

Die Hoffnung belebte die schwindenden Kräfte wieder; in Folge einer äußersten Anspannung seines Geistes konnte er folgende Worte vernehmen, die letzten die er hörte und verstand:

„Du siehst es ja, es ist Niemand da."

„Donnerwetter; 's ist wahr —" antwortete traurig die Stimme des Chourineurs. Und die Tritte entfernten sich wieder.

Rudolph hatte nicht mehr die Kraft sich aufrecht zu halten; er glitt hinab.

Mit einem Male wurde die Kellerthüre von außen gewaltsam aufgerissen und das in dem Gewölbe enthaltene Wasser strömte fort, wie durch die Oeffnung einer Schleuse. — Der Chourineur konnte die beiden Arme Rudolphs fassen, der, halb ertrunken, sich krampfhaft noch an die Schwelle der Thüre klammerte.

XIX.

Der Krankenwärter.

Rudolph liegt, durch den Chourineur einem gewissen Tode entrissen und in das vor dem Versuche des Schulmeisters von der Eule besichtigte Haus in der Wittwen-Allee gebracht, in einem sehr wohnlich eingerichteten Zimmer; in dem Kamine glänzt ein großes Feuer; eine Lampe auf einer Commode verbreitet eine lebhafte Helle in dem Zimmer; nur das von dicken Damastvorhängen umgebene Bett Rudolphs ist dunkel.

Ein Neger von mittler Größe mit weißem Haar, sorgfältig gekleidet, mit einem orange und grünen Bande in einem Knopfloche des blauen Fraacks, hält in der linken Hand eine goldene Secundenuhr, auf die er blickt, während er mit der rechten Hand die Pulsschläge Rudolphs zählt.

Dieser Schwarze ist traurig und nachdenkend und betrachtet den schlafenden Rudolph mit der zärtlichsten Theilnahme.

Der Chourineur steht, mit Lumpen bekleidet, beschmutzt, unbeweglich am Fuße des Bettes; er hat die Hände über einander gelegt! sein rother Bart ist lang; sein flachsfarbiges Haar hängt naß und verworren um seinen Kopf, aber durch die häßliche rohe Rinde drängt sich ein unbeschreiblicher Ausdruck von Theilnahme

und Mitleiden. Er wagt kaum zu athmen, und seine breite Brust hebt sich deshalb nur leicht; die nachdenkende Miene des schwarzen Doctors beunruhigt ihn, er fürchtet einen übeln Ausspruch desselben und wagt, während er auf Rudolph blickt, mit leiser Stimme die philosophische Bemerkung zu machen:

„Wer sollte es glauben, wenn man ihn so schwach da liegen sieht, daß er mir so fürchterliche Püffe mitgetheilt hat! — Er wird bald wieder zu Kräften kommen, nicht wahr, Herr Doctor? Ich wollte gern noch einmal seine Püffe aushalten, wenn ihm die Bewegung wohlthäte, Herr Doctor."

Der Schwarze antwortete nicht und winkte leicht mit der Hand.

Der Chourineur schwieg.

„Die Medicin!" sagte der Schwarze.

Der Chourineur der seine mit Nägeln beschlagenen Schuhe vor der Thür hatte stehen lassen, ging sogleich auf den Zehen, so leicht wie möglich, wobei er mit den Armen balancirte, den Kopf einzog und den Rücken krümmte, nach der Commode hin.

Der arme Teufel schien die ganze Schwere seines Körpers in den Theil ziehen zu wollen, der den Boden nicht berührte, trotzdem aber und obgleich ein Teppich in dem Zimmer lag, ächzte der Fußboden unter der Last des Chourineurs. In seinem Eifer, Alles recht gut zu machen und damit er das Gläschen nicht fallen lasse hielt er den Hals desselben in seiner harten Faust so fest, daß er das Glas zerdrückte und der Inhalt auf den Teppich floß.

Der Chourineur blieb bei dem Anblicke dieses Mißgeschicks unbeweglich mit ausgestrecktem Beine und fest zusammengezogenen

Zehen stehen und sah verlegen bald den Doktor bald das Glas an, das er noch in der Hand hielt.

„Ungeschickter dummer Teufel!“ sprach der Neger.

„Donnerwetter über den Dummkopf!“ setzte der Chourineur gegen sich selbst hinzu.

„Zum Glück,“ fuhr der Aesculap fort, nachdem er auf die Commode gesehen hatte, „hast Du Dich geirrt; ich wollte das andere Gläschen haben —“

„Das kleine rothe?“ fragte leise der ungeschickte Krankenwärter.

„Freilich, — es ist ja kein anderes dort.“

Der Chourineur drehte sich rasch auf der Ferse um und zertrat die Ueberreste des Gläschens; ein zarterer Fuß würde sich schwer verwundet haben, der Chourineur aber hatte ein paar natürliche Sandalen, die hart wie Pferdehuf waren.

„Nimm Dich in Acht, Du wirst Dich verwunden,“ sagte der Arzt.

Der Chourineur achtete nicht im Mindesten auf diese Empfehlung. Er war ganz mit seinem neuen Auftrage beschäftigt, den er zu voller Zufriedenheit ausführen wollte, damit seine erste Ungeschicklichkeit vergessen würde; und man hätte sehen sollen, wie zierlich, wie leicht, wie vorsichtig er die beiden dicken Finger auseinander machte und das Gläschen faßte —, ein Schmetterling würde kein Atom von vem Goldstaube seiner Flügel zwischen dem Daumen und Zeigefinger des Chourineurs verloren haben.

Der Schwarze zitterte vor einem neuen Unfalle, der in Folge dieser übertriebenen Vorsicht geschehen konnte. Zum Glück entging die Medicin dieser Klippe.

Der Chourineur zertrat am Bette von Neuem unter seinen Füßen, was von dem andern Glase noch dalag.

„Willst Du Dich mit Gewalt verwunden?" sagte der Arzt leise.

Der Chourineur sah ihn verwundert an.

„Wie? Mich verwunden, Herr Doctor?"

„Zweimal schon hast Du auf Glas getreten."

„Wenn es weiter nichts ist, so achten Sie nicht darauf. Ich habe feste Sohlen."

„Ein Löffelchen!" sagte der Doctor.

Der Chourineur begann seine Sylphiden-Bewegungen von Neuem und brachte, was der Doctor von ihm verlangt hatte.

Nachdem Rudolph einige Löffel von der Medicin erhalten hatte, machte er eine leichte Bewegung und regte schwach die Hände.

„Gut! Gut! Die Erstarrung läßt nach," sagte der Arzt — „Der Aderlaß hat ihn erleichtert; bald wird Alles vorbei sein.

„Gerettet! Bravo; Es lebe die Charte!" rief der Chourineur, der seine Freude nicht mäßigen konnte.

„Willst Du ruhig sein!"

„Ja, Herr Doctor."

„Der Puls wird regelmäßig. — Herrlich! herrlich!"

„Und der arme Freund des Herrn Rudolph, — Herr Doctor? Donnerwetter! wenn er es erfahren wird! wenn er es erfahren wird! Es ist ein Glück, daß —"

„Still."

„Ja, Herr Doctor."

„Setze Dich."

„Aber Herr —"

„So setz' Dich doch; Du störst mich, wenn Du immer um mich herumschleichst. — Setze Dich."

„Herr Doctor, ich bin so schmutzig, wie ein Scheit Floßholz, das man ans Land zieht; ich würde die Meubles verderben."

„So setze Dich auf den Fußboden."

„Ich beschmuze da den Teppich."

„So thue, was Du willst; verhalte Dich aber um des Himmels willen ruhig," sagte der Arzt ungeduldig; dann setzte er sich in einem großen Lehnstuhle nieder und stützte die Stirn auf die Hände.

Nach einem Augenblicke tiefen Nachdenkens nahm der Chourineur, weniger weil er das Bedürfniß des Ausruhens fühlte, als um dem Arzte zu gehorchen, mit der größten Behutsamkeit einen Stuhl und kehrte ihn mit vollkommen zufriedener Miene um, so daß die Lehne auf den Teppich kam, um sich bescheiden auf die Vorderbeine zu setzen und nichts zu beschmuzen.

Leider aber kannte der Chourineur sehr wenig von den Gesetzen des Hebels und der Schwere; der Stuhl schwankte, der Unglückliche streckte in unwillkührlicher Bewegung die Arme aus und stieß dabei ein Tischchen um, auf welchem ein Teller, eine Tasse und eine Theekanne standen.

Bei diesem entsetzlichen Getöse richtete der Schwarze den Kopf empor, indem er von dem Stuhle aufsprang.

Rudolph wurde erweckt, richtete sich auf, sah sich ängstlich um, sammelte seine Gedanken und rief:

„Murph! Wo ist Murph?"

„Beruhigen Sie sich, Hoheit," entgegnete der Schwarze ehrerbietig, „wir können noch hoffen."

„Er ist verwundet?" fragte Rudolph.

„Leider ja, gnädigster Herr.“

„Wo ist er? Ich will ihn sehen.“

Rudolph versuchte aufzustehen, sank aber wieder zurück.

„Man trage mich sogleich zu Murph, da ich nicht gehen kann,“ sagte er.

„Gnädigster Herr, er ruht; — es würde gefährlich sein, ihn jetzt auf irgend eine Weise aufzuregen.“

„Man hintergeht mich. Er ist todt, — er ist ermordet! Und ich, ich bin die Veranlassung dazu!“ jammerte Rudolph mit klagender Stimme, indem er die Hände gen Himmel erhob.

„Gnädigster Herr, Sie wissen, daß ich nicht lügen kann. Ich betheure Ihnen bei meiner Ehre, daß Herr Murph lebt, wenn er auch ziemlich schwer verwundet ist. Die Hoffnung, daß er wieder genesen wird, ist fast bestimmt.“

„Sie sagen das, um mich auf eine schreckliche Nachricht vorzubereiten. — Er befindet sich gewiß in einem hoffnungslosen Zustande.“

„Gnädigster Herr —“

„Ich bin überzeugt davon, — Sie sagen mir nicht die Wahrheit. — Man bringe mich sogleich zu ihm — der Anblick eines Freundes ist immer heilsam.“

„Noch einmal, gnädigster Herr, ich betheuere bei meiner Ehre, daß, wenn nicht unwahrscheinliche Zufälle eintreten, Herr Murph bald genesen wird.“

„Ist es wirklich wahr, mein lieber David?“

„Es ist die Wahrheit, gnädigster Herr.“

„Sie kennen meine Achtung für Sie; seit Sie meinem Hause angehören, haben Sie stets mein Zertrauen genossen; nie habe ich Ihre seltene Kunst und Wissenschaft in Zweifel gezogen, aber,

bei Gott! wenn eine Berathung mit einem andern Arzte nöthig ist —"

„Das war mein erster Gedanke, gnädigster Herr. — Jetzt ist eine solche Berathung rein nutzlos, glauben Sie mir; und übrigens wollte ich keine Fremden hieherbringen, bevor ich wußte, ob Ihre Befehle von gestern —"

„Aber wie ist Alles zugegangen?" fragte Rudolph, den Schwarzen unterbrechend: „wer hat mich aus dem Keller gezogen, wo ich fast ertrunken war? Ich erinnere mich undeutlich, die Stimme des Chourineurs gehört zu haben; habe ich mich geirrt?"

„Nein. Dieser brave Mann kann Ihnen Alles erzählen, gnädigster Herr, denn er hat Alles gethan."

„Wo ist er? wo ist er?"

Der Doctor sah sich nach dem improvisirten Krankenwärter um, der, erschrocken und verlegen über seinen Fall, sich hinter den Bettvorhang geflüchtet hatte.

„Da ist er," sagte der Arzt, „er sieht ganz verschämt aus."

„Tritt näher, braver Mann!" sagte Rudolph, indem er seinem Retter die Hand entgegenstreckte.

XX.

Die Erzählung des Chourineurs.

Die Verlegenheit des Chourineurs war um so größer, da er Rudolph mehrmals von dem schwarzen Arzte hatte gnädigster Herr nennen hören.

„So komm doch her und gieb mir die Hand," sagte Rudolph.

„Verzeihung, Herr —, gnädigster Herr, wollt' ich sagen, aber —"

„Nenne mich Herr Rudolph, wie sonst —; ich höre das lieber."

„Mir wird es auch leichter von der Zunge gehen. — Aber meine Hand — verzeihen Sie, — ich habe so viel gearbeitet —"

Und er hielt schüchtern seine braune, schwielige Hand hin.

Rudolph drückte sie herzlich.

„Setze Dich und erzähle mir Alles. — Wie hast Du den Keller entdeckt? — Aber jetzt erst fällt mir es ein — wo ist der Schulmeister?"

„Er ist hier in Sicherheit," sagte der schwarze Arzt.

„Zusammengeschnürt wie eine Rolle Tabak, er und die Eule — welches Gesicht werden sie machen, wenn sie einander ansehen!"

„Und mein armer Murph! Mein Gott, jetzt erst denke ich daran —, wo wurde er verwundet, David?"

„An der rechten Seite, gnädigster Herr, in der Gegend der letzten falschen Rippe.“

„Ich werde mich schrecklich, fürchterlich rächen — David, ich rechne auf Sie.“

„Sie wissen, gnädigster Herr, daß ich Ihnen mit Leib und Seele angehöre,“ antwortete der schwarze Arzt.

„Aber wie kamst Du zu rechter Zeit hierher, guter Freund?“ fragte Rudolph.

„Wenn Sie wollen, gnäd..., nein, Herr Rudolph, so fange ich beim Anfange an.“

„Du hast Recht, — ich bin ganz Ohr.“

„Sie wissen, daß Sie mir gestern Abend sagten, als Sie vom Lande zurückkamen, wohin Sie mit der armen Nachtigall gefahren waren: Suche den Schulmeister in der Cité ausfindig zu machen und sage ihm, Du wüßtest ein gutes Geschäft, möchtest aber selbst nichts damit zu thun haben; wenn er sich dabei betheiligen wolle, möge er sich morgen (das war heute früh) an der Barriere von Bercy im „Blumenkorbe“ einfinden, dort würde er Den sehen, welcher den Diebstahl möglich gemacht hat.“

— „Sehr wohl.“

„Ich trollte mich von Ihnen weg gleich nach der Cité und ging zur Wirthin in der Penne, — kein Schulmeister. Ich ging durch die Straße St. Eloi, durch die Bohnenstraße, — Niemand. — Endlich fasse ich ihn mit der Eule auf dem Kirchhofe der Notre-Dame bei einem Schneider, Trödler, Hehler und Diebe; sie wollten mit dem Gelde, das sie dem Langen abgenommen, der etwas gegen Sie vorhatte, sich herausputzen und kauften allerlei ein. — Die Eule handelte um einen rothen Shawl. — Ich sagte dem Schulmeister, was ich ihm sagen sollte, und er antwortete, er

würde sich einfinden. Gut! Heute früh machte ich mich, nach Ihrem Befehle, auf die Socken, um Ihnen die Antwort zu überbringen. — Sie sagten: „Komm morgen vor Tage wieder. Du wirst den Tag über in dem Hause bleiben und Abends — wirst Du etwas sehen, was die Mühe verlohnt.“ Weiter sagten Sie nichts, aber ich errieth, was Sie meinten. Ich dachte so bei mir: — dem Schulmeister soll morgen ein Possen gespielt werden; man will ihn ködern. — Er ist ein Bösewicht, er hat den Viehhändler ermordet —; ich bin dabei —“

„Ich that Unrecht, daß ich Dir nicht Alles sagte. — Das entsetzliche Unglück würde dann nicht geschehen sein —“

„Das war Ihre Sache, Herr Rudolph; ich hatte weiter nichts zu thun als Ihnen zu dienen, weil — ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, es ist mir, als wäre ich Ihr Hund, — kurz und gut, ich dachte bei mir: die Hochzeit ist erst morgen, heute giebt es nichts zu thun — Herr Rudolph hat mir die beiden Tage, die ich versäumte, und zwei voraus bezahlt. — Drei Tage bin ich nun nicht bei meinem Floßherrn gewesen, und da ich kein Millionair bin, so ist die Arbeit, sehen Sie, mein Brod. Ich dachte weiter: Herr Rudolph bezahlte mir meine Zeit, also gehört ihm meine Zeit. — Ich will sie für ihn brauchen. So kam ich denn auf einen Gedanken: der Schulmeister ist schlau, er kann eine Falle wittern. — Herr Rudolph wird ihm die Sache für morgen vorschlagen, aber der Kerl ist im Stande und schleicht den Tag über da herum, um sich die Oertlichkeit zu besehen. Wenn er dem Herrn Rudolph nicht traut, so bringt er vielleicht einen andern Dieb mit oder sagt: morgen, und unternimmt die Sache für eigene Rechnung schon heute.“

„Du hast recht gerathen; so ist es gekommen. — Und die Vorsehung wollte, daß ich Dir das Leben zu verdanken habe.“

„Es ist erstaunlich, Herr Rudolph, daß, seit ich Sie kenne, mir Dinge vorkommen, die da oben eingeleitet zu sein scheinen, und dann habe ich Gedanken, die mir nie in den Sinn gekommen waren, bis Sie mir sagten — „guter Freund, Du hast noch ein Herz und Ehrgefühl.“ Herz! Ehrgefühl! Donnerwetter! Diese Worte gehen mir im Leibe herum. Sehen Sie, Herr Rudolph, wenn man daran gewöhnt ist, sich wie einen tollen Hund behandelt zu sehen, sobald man nur zu ehrlichen Leuten tritt —“

„Du hast also seit einigen Tagen Gedanken, die Dir neu sind?“

„Gewiß, Herr Rudolph. Sehen Sie, ich dachte weiter bei mir: wenn ich Jemanden kennte, der etwas Schlechtes gethan hat, — Branntwein, Zorn, kurz, es kommt nichts darauf an, wie es zuging, — so würde ich zu ihm sagen: „Lieber Freund, Du hast einen schlechten Streich gemacht, gut. Aber das ist nicht genug; der liebe Gott hat die Menschen, die ertrinken, die verbrennen, die verhungern, auch erschaffen; thu' mir den Gefallen und gieb, wenn Du vierzig Sous verdienst, zwanzig davon armen Alten oder kleinen Kindern oder solchen, die ärmer sind als Du und weder Brod noch Kraft haben; besonders aber vergiß nicht, wenn Jemand mit Lebensgefahr zu retten ist, daß das Deine Sache ist! Wenn Du so handelst und nicht wieder in Deine Streiche verfällst, wirst Du in mir immer —“ Aber verzeihen Sie, Herr Rudolph, ich schwatze, und Sie möchten doch gern wissen —“

„Nein, ich höre Dich gern so reden, und dann werde ich nur zu bald erfahren, wie das schreckliche Unglück geschah, dessen Opfer mein armer Murph geworden ist. — Ich glaubte ganz sicher zu

sein, den Schulmeister während des gefährlichen Unternehmens keine Minute zu verlassen. — Da hätte er mich selbst tausendmal ermorden sollen, ehe er Murph nur anrühren durfte. Leider wollte es das Schicksal anders. Fahre fort!"

„Ich wollte also meine Zeit für Sie anwenden, Herr Rudolph, und dachte bei mir: ich muß mich irgendwo verstecken, von wo ich die Mauer und die Thüre des Gartens sehen kann; es giebt keinen andern Eingang. Wenn ich ein gutes Plätzchen finde, — es regnet —, so bleibe ich den ganzen Tag, besonders aber die ganze Nacht, und den andern Tag früh bin ich dann gleich bei der Hand. — Das kam mir in den Kopf, als ich ein Paar Bissen aß, nachdem ich Sie verlassen hatte, Herr Rudolph. — Ich ging wieder in die Champs Elysées und suchte da ein Plätzchen. Was sah ich da? Ein kleines Wirthshaus, zehn Schritte von Ihrer Thüre. Da hinein ging ich, setzte mich an ein Fenster, verlangte eine Flasche Wein und Nüsse und sagte: ich warte auf Freunde, einen buckeligen Mann und eine große Frau. Ihre Thüre ließ ich nicht aus den Augen. — Es regnete was vom Himmel wollte; Niemand ging vorbei; es wurde finster."

„Aber," unterbrach Rudolph den Chourineur, „warum gingst Du nicht in mein Haus?"

„Sie hatten mir gesagt, den nächsten Tag früh wieder zu kommen, Herr Rudolph, und ich wagte nicht, mich früher wieder einzufinden. Sehen Sie, ich bin doch, was ich bin, ein freigelassener Züchtling, und wenn Jemand wie Sie mit mir umgeht, wie Sie mit mir, Herr Rudolph, so darf ich zu ihm nicht eher gehen, bis er sagt: komm. — Ich saß also an dem Fenster des Wirthshauses, knackte meine Nüsse und trank meinen Wein, als

ich im Nebel die Eule mit dem lahmen Jungen Roth-Arms herankommen sehe.“

„Roth-Arm! Er also ist der Wirth der unterirdischen Schenke in den Champs Elysées?“ fragte Rudolph.

„Ja, Herr Rudolph; das wissen Sie nicht?“

„Nein, ich glaubte, er wohne in der Cité.“

„Da wohnt er auch, — er wohnt überall, der Roth-Arm. Er ist ein schlauer Bursche mit seiner gelben Perrücke und seiner spitzen Nase. Kurz und gut, als ich die Eule und den Jungen kommen sah, dachte ich bei mir: gut, jetzt giebt es etwas. Der Junge versteckte sich wirklich in einem Graben der Allee, so daß er nach Ihrer Thüre zu sehen konnte. — Die Eule nahm ihre Haube ab, steckte sie in die Tasche und klingelte an der Thüre. Der arme Murph, Ihr Freund, machte ihr auf, und sie lief in den Garten. Ich fluchte, weil ich nicht errathen konnte, was die Eule vornahm. — Endlich kam sie wieder heraus, setzte ihre Haube wieder auf und sagte zu dem Jungen ein Paar Worte, der in dem Graben blieb. Sie ging fort, und ich sagte zu mir: Jetzt aufgepaßt! der lahme Junge ist mit der Eule gekommen; der Schulmeister und Herr Rudolph sind bei dem Roth-Arm.“

„Nun, und dann?“

„Die Eule war gekommen, um in dem Hause zu spioniren; sie wollen heute Abend etwas vornehmen.“

„Und dann?“

„Sie wollen heute Abend etwas vornehmen; Herr Rudolph glaubt, es solle erst morgen geschehen; man hat ihn aus dem Wege geschafft.“

„Und dann?“

„Ich dachte also: Herr Rudolph ist aus dem Wege geschafft;

ich gehe zu Roth-Arm und sehe, wie es steht. Gut; aber wenn unterdeß der Schulmeister kommt, — es ist Abend — desto schlimmer; ich gehe in das Haus und sage dem Herrn Murph: Sehen Sie sich vor. — Gut; aber der verfluchte Junge lauert an der Thüre; er wird mich klingeln hören, er wird mich sehen und die Eule warnen, wenn sie wiederkommt; das kann Alles verderben, zumal vielleicht Herr Rudolph sich anders besonnen und die Sache für heute Abend eingeleitet hat. Donnerwetter! Es summte mir im Kopfe herum; ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte. — Ich wurde ganz dumm, und es flimmerte mir vor den Augen. Endlich sagte ich zu mir: ich will hinaus gehen; im Freien fällt mir vielleicht etwas ein. Ich ging hinuus und dachte nach. Dann zog ich meine Blouse aus, band mein Halstuch ab, ging in den Graben des lahmen Jungen und faßte ihn am Genicke, wie er auch zappelte, kratzte und schrie, wickelte ihn in meine Blouse wie in einen Sack, band sie oben mit den Aermeln, unten mit dem Halstuche zusammen, — athmen konnte er, — nahm das Packet unter den Arm und ging fort damit. In der Nähe sah ich einen Gemüsegarten, um den eine kleine Mauer herumging, und warf da den Jungen hinüber in ein Möhrenbeet: er grunzte wie ein junges Schwein, aber über zwei Schritte weit hörte man ihn nicht. Dann macht' ich mich fort, es war Zeit, und kletterte auf einen der größten Bäume der Allee, gerade Ihrer Thüre gegenüber. — Zehn Minuten später hörte ich gehen; es regnete noch immer — es war so finster, so finster, daß sich der Teufel hätte auf den Schwanz treten können. — Ich horchte; es war die Eule. „Lahmer!" Lahmer!" rief sie leise. — Ja such' Du Deinen Lahmen nur. „Es regnet, der Junge wird des Wartens überdrüssig geworden sein," sagte der Schulmeister fluchend;

„wenn ich ihn erwische, zieh' ich ihm die Haut über die Ohren." — „Männchen, nimm Dich in Acht," sagte die Eule wieder; „vielleicht ist er fortgegangen, um uns etwas zu melden. Wenn es eine Falle wäre? Der Andere wollte erst um zehn Uhr." — „Eben deshalb," sagte der Schulmeister; jetzt ist es erst sieben Uhr. Du hast Geld gesehen. Wer nicht wagt, gewinnt nichts; gieb mir die Zange —"

„Diese Werkzeuge —?" fragte Rudolph.

„Gehörten dem Roth-Arm; der hat Vorrath! In einem Augenblicke war die Thür erbrochen. „Bleib da!" sagte der Schulmeister zu der Eule; „paß' auf und gieb mir das Zeichen, wenn Du etwas hörst." — „Steck' den Dolch in ein Knopfloch Deiner Weste, damit Du ihn gleich bei der Hand hast," sagte die Einäugige, und der Schulmeister ging in den Garten hinein. Ich sagte gleich zu mir: Herr Rudolph ist nicht dabei; er ist todt oder lebt noch; ich kann ihm nicht helfen, aber die Freunde unserer Freunde sind unsere —, aber nein, nehmen Sie es nicht übel, gnädigster Herr."

„Weiter, weiter!"

„Ich dachte also bei mir: der Schulmeister kann den Herrn Murph, den Freund des Herrn Rudolph, ermorden, der nichts erwartet. — Ich sprang von meinem Baume herunter, fiel über die Eule her und betäubte sie mit zwei ausgesuchten Faustschlägen. — Sie fiel stumm nieder, und ich trat in den Garten hinein. Donnerwetter, Herr Rudolph! Es war zu spät —"

„Armer Murphy!"

„Er war, als er Geräusch an der Thür gehört hatte, ohne Zweifel hinausgegangen und wälzte sich eben mit dem Schulmeister auf der kleinen Vortreppe; obgleich schon verwundet, hielt er doch

noch fest, ohne um Hilfe zu schreien. Braver Mann! Er ist wie die guten Hunde: tüchtig gebissen, aber nicht gebellt. Ich fiel über Beide her und faßte den Schulmeister. „Es lebe die Charte! ich bin's, der Chourineur, Herr Murph!" — „Spitzbube, wo kommst Du her?" rief mir der Schulmeister, ganz betäubt, zu. „Nicht so neugierig!" antwortete ich ihm, indem ich ihm ein Bein zwischen den Knieen hielt und einen Arm faßte, den, in welchem er den Dolch hielt. Das war gut. „Und Herr Rudolph?" fragte mich Murph, indem er mir half.

„Vortrefflicher Mensch!" sprach Rudolph leise vor sich hin.

„Ich weiß es nicht," antwortete ich. — „Der Kerl da kann ihn umgebracht haben." Und ich packte den Schulmeister noch einmal so fest, weil er mich zu stechen suchte; aber ich lag mit der Brust auf seinem Arme und er hatte nur die Hand frei. „Sie sind also ganz allein?" fragte ich Murph, während wir uns noch immer mit dem Schulmeister herumbalgten. „Es giebt wohl Leute in der Nähe, aber man würde mich nicht hören, wenn ich auch schreien wollte." — „Ist es weit?" — „Vielleicht zehn Minuten." — „Wir wollen um Hilfe rufen; wenn Leute vorbeigehen, werden sie uns beistehen." — „Nein, wir halten ihn fest und müssen ihn hier behalten; aber mir wird übel, ich bin verwundet," sagte Murph. — „Donnerwetter, so laufen Sie und holen Sie Hilfe, wenn es Ihnen noch möglich ist. Ich werde versuchen, ihn festzuhalten; nehmen Sie ihm das Messer und helfen Sie mir nur, mich auf ihn zu legen; wenn er auch zweimal stärker ist als ich, halte ich ihn doch fest, sobald ich ihn erst gepackt habe." — Der Schulmeister sagte kein Wort; er schnaubte wie ein Ochse; aber Donnerwetter! wie wehrte er sich! Herr Murph hatte ihm den Dolch nicht entreißen können, denn die Faust dieses Menschen ist wie ein

Schraubstock. Endlich, indem ich immer mit meinem ganzen Körper auf seinem rechten Arme lag, brachte ich meine beiden Hände hinter seinen Nacken und drückte sie zusammen, — als wenn ich ihn umarmen wollte. Das wollte ich „Nun gehen Sie," sagte ich zu Murph; „ich warte, bis Sie wiederkommen. — Wenn Sie Leute genug finden, lassen Sie die Eule hinter der Gartenthüre mit aufheben, die ich dort niedergeworfen habe." Ich blieb mit dem Schulmeister allein. Er wußte, was ihn erwartete."

„Er wußte es nicht, auch Du weißt es nicht," sagte Rudolph mit finsterer Miene, die Züge verzerrt durch den harten, fast wilden Ausdruck, von dem wir bereits gesprochen haben.

Der Chourineur sagte verwundert zu Rudolph:

„Ich glaubte, der Schulmeister merke, was ihn erwarte, denn Donnerwetter! ich will mich nicht rühmen, aber einen Augenblick war es kein Spaß. Wir lagen halb auf der Erde, halb auf der letzten Treppenstufe. Ich hatte meinen Arm um seinen Hals geschlungen; mein Gesicht lag an seinem Gesichte. — Ich hörte seine Zähne knirschen. Es war finster; es regnete noch immer, und die Lampe im Vorhause beschien uns ein wenig. Ich hatte eines seiner Beine zwischen den Knieen; trotzdem hob er uns beide mit dem Leibe über einen Fuß hoch empor. — Er wollte mich beißen, aber er konnte nicht. — Niemals fühlte ich eine solche Kraft in meinen Knochen. Donnerwetter! Das Herz klopfte mir — aber auf dem rechten Flecke, und ich sagte zu mir: ich bin wie Jemand, der einen tollen Hund festhält, damit er die Leute nicht beiße. — „Laß mich los und ich thue Dir nichts," sagte der Schulmeister zu mir. — „Ach, Du bist feig," antwortete ich; „Dein Muth ist also blos Deine Stärke? Du hättest den Viehhändler nicht zu ermorden gewagt, wenn er nur so stark gewesen

wäre wie ich, he? — „Nein," sagte er; „aber ich werde Dich ermorden wie ihn." Während er dies sagte, hob er sich mit dem Leibe so hoch, daß er mich auf die Seite warf; aber ich hatte noch immer meine Hände unter seinem Kopfe zusammen und seinen rechten Arm unter mir. — Die Beine aber bekam er frei, und er brauchte sie tüchtig. — Das half ihm, und er kehrte mich halb um — hätte ich nicht den Arm mit dem Dolche festgehalten, so wäre es um mich geschehen gewesen. — In diesem Augenblicke wurde mir das linke Handgelenk verrenkt, und ich mußte die Finger loslassen. „Nun ist's vorbei!" dachte ich; „ich bin unten, er ist oben; jetzt macht er mich todt. Aber es schadet nichts. Ich mag doch nicht in seiner Haut stecken. Herr Rudolph hat gesagt, ich hätte ein Herz und Ehre im Leibe." Ich fühlte, daß es wahr ist. So weit waren wir, als ich die Eule oben auf den Stufen stehen sah — mit ihrem runden Auge und dem rothen Shawl. Donnerwetter! ich glaubte den Alp zu sehen. — „Finette!" rief ihr der Schulmeister zu, „ich habe den Dolch fallen lassen; heb' ihn auf — da — unter ihm und stoß zu, — in den Rükken, zwischen die Schultern." — „Warte, warte!" antwortete die Eule; „ich muß erst wieder zu mir kommen," und sie drehete sich um uns herum wie ein Vogel, der Unglück bedeutet. Endlich sah sie den Dolch und wollte danach greifen. — Ich lag platt auf dem Bauche und versetzte ihr einen Tritt mit dem Fuße, daß sie niederstürzte; aber sie sprang wieder auf und kam wieder. — Ich konnte nicht mehr; zwar klammerte ich mich noch immer an dem Halse des Schulmeisters fest, aber er gab mir von unten so fürchterliche Stöße an den Kinnbacken, daß ich ihn fast losgelassen hätte. — Da sah ich drei oder vier bewaffnete Leute die Stufen herunterkommen — und Murph, der ganz blaß war und sich auf

den Doctor stützte. Man packte den Schulmeister und die Eule und band sie fest. — Das war Alles — nun fehlte mir nur noch Herr Rudolph. Da faßte ich die Eule am Arme, drehete ihr denselben um und fragte: „wo ist Herr Rudolph?" Sie hielt sich tapfer; als ich aber weiter drehete, sagte sie: „bei Roth-Arm im Keller, im „blutenden Herzen." Gut. Im Vorbeigehen wollte ich den lahmen Jungen aus dem Möhrenfelde mitnehmen; es war mein Weg — ich sah hin, — es war aber nichts mehr da als meine Blouse, er hatte sich mit den Zähnen herausgebissen. So kam ich in das „blutende Herz" und packte Roth-Arm an der Kehle. „Wo ist der junge Mann, der heute Abend mit dem Schulmeister hier war?" — „Drück' nur nicht so derb, ich will Dir es sagen. Man wollte sich einen Spaß mit ihm machen und hat ihn in meinen Keller gesteckt. Wir werden aufmachen." Wir stiegen hinunter; es war Niemand da. „Er wird herausgekommen sein, während ich den Rücken wendete," sagte Roth-Arm; „Du siehst, daß Niemand da ist." Ich wollte traurig wieder fortgehen, da sah ich im Scheine der Laterne eine andere Thür. Ich lief hin, zog, und das Wasser stürzte mir ins Gesicht. Ich sah Ihre beiden armen Arme, fischte Sie heraus und trug Sie auf meinem Rükken hierher, weil Niemand da war, der einen Fiacre hätte holen können. Das ist die Geschichte, Herr Rudolph, und ich kann sagen, ohne mich zu rühmen, daß ich zufrieden bin."

„Ich verdanke Dir mein Leben, — es ist eine Schuld, die ich, verlaß Dich darauf, tilgen werde. — Du besitzest ein so gutes Herz, daß Du das Gefühl theilen wirst, welches mich in diesem Augenblicke bewegt, — eine entsetzliche Besorgniß um den Freund, den Du auf eine so muthige Weise gerettet hast, und ein Bedürf-

niß schrecklicher Rache gegen den, der uns beinahe Beide umgebracht hätte."

„Ich begreife das, Herr Rudolph; — hinterrücks über Sie herzufallen, Sie in einen Keller zu stürzen und lebendig in ein Gewölbe zu tragen, um Sie zu ersäufen, das verdient, daß der Schulmeister daran denke. — Er hat mir gestanden, daß er den Viehhändler ermordet. — Ich bin nicht weichmüthig, aber, Donnerwetter! diesmal ginge ich mit Vergnügen und holte die Wache, um den Räuber fesseln zu lassen."

„David, wollen Sie wohl nachsehen, wie es Murph geht?" sagte Rudolph, ohne dem Chourineur zu antworten. — „Sie kommen dann zurück."

Der Schwarze ging fort.

„Weißt Du, wo der Schulmeister ist?"

„Unten im Zimmer mit der Eule. Sie wollen die Wache holen lassen, Herr Rudolph?"

„Nein."

„Sie wollen ihn laufen lassen? Herr Rudolph, hier ist der Edelmuth nicht angewendet. — Ich wiederhole, er ist ein toller Hund, und die Vorübergehenden mögen sich in Acht nehmen."

„Er wird Niemanden mehr beißen, — beruhige Dich."

„Sie wollen ihn also irgendwo einsperren?"

„Nein. Nach einer halben Stunde wird er fortgehen."

„Der Schulmeister?"

„Ja."

„Ohne Gensdarmen?"

„Ja."

„Er soll frei von hier gehen?"

„Frei."

„Und ganz allein?"

„Ja, allein; und er mag gehen, wohin er will," sagte Rudolph, indem er den Chourineur mit einem Lächeln unterbrach, das diesen erschreckte.

Der Schwarze trat wieder ein.

„Nun, David, wie geht es Murph?"

„Er schläft, gnädigster Herr," sagte der Arzt bekümmert. „Der Athem ist noch immer beschwerlich."

„Seine Lage ist sehr gefährlich, gnädigster Herr. — Indessen, wir müssen hoffen."

„Ach, Murph, Rache! — Rache!" rief Rudolph mit kaltblütiger, heftiger Wuth. Dann setzte er hinzu: „David, ein Wort."

Und er sprach leise mit dem Schwarzen.

Dieser schauderte.

„Sie zögern?" sagte Rudolph zu ihm. „Und ich habe doch oft mit Ihnen darüber gesprochen! Jetzt ist die Zeit gekommen, die Sache zur Ausführung zu bringen."

„Ich zögere nicht, gnädigster Herr. Ich billige die Idee; sie enthält eine vollständige Reform des Strafwesens, welche wohl eine Prüfung der großen Criminalisten verdient, denn diese Strafe ist zu gleicher Zeit einfach — schrecklich — und gerecht. In dem vorliegenden Falle ist sie anwendbar. — Ungerechnet die Verbrechen, welche diesen Räuber lebenslänglich in das Bagno gebracht haben, hat er drei Todtschläge begangen, an dem Viehhändler, an Murph und an Ihnen. — Es ist vollkommen gerecht."

„Und es bleibt ihm der unbegrenzte Horizont der Reue," setzte Rudolph hinzu. „Sie sind also einig mit mir, David?"

„Wir arbeiten an Einem Werke, gnädigster Herr."

Nach einer kurzen Pause setzte Rudolph hinzu:

„Und fünftausend Francs werden für ihn hinreichen, David?"

„Vollkommen, gnädigster Herr."

„Guter Freund," sagte Rudolph zu dem verblüfften Chourineur, „ich habe ein paar Worte mit dem Herrn da zu reden. Geh unterdeß in das Nebenzimmer hier; dort wirst Du auf einem Schreibtische ein großes rothes Portefeuille finden; daraus nimm fünf Tausendfrancsbillets und bringe sie mir hierher —"

„Und für wen sind die fünftausend Francs?" fragte unwillkürlich der Chourineur.

„Für den Schulmeister. Zugleich sage, man solle ihn hierher bringen."

XXI.

Die Strafe.

Der Schauplatz ist ein roth ausgeschlagenes, glänzend erleuchtetes Zimmer.

Rudolph sitzt in einem langen schwarzen Sammet-Schlafrock, der die Blässe seines Gesichts noch mehr hervorhebt, an einem großen, mit einem Teppiche belegten Tische. Auf diesem Tische sieht man zwei Brieftaschen, die, welche von dem Schulmeister von Tom gestohlen worden war, und die, welche dem Räuber selbst gehörte, die vergoldete Kette der Eule, an welcher der kleine heilige Geist von Lapis Lazuli hing, den noch blutigen Dolch, mit welchem Murph verwundet worden war, das Brecheisen, dessen sich der Schulmeister bedient, und endlich die fünf Tausendfrancsbillets, welche der Chourineur aus dem Nebenzimmer geholt hatte.

Der schwarze Arzt sitzt an der einen Seite des Tisches, der Chourineur an der andern.

Der Schulmeister befindet sich festgebunden, so daß er keine Bewegung machen kann, auf einem großen Rollstuhle mitten im Zimmer.

Die Leute welche diesen Mann hereingebracht, haben sich wieder entfernt.

Rudolph, der Doctor, der Chourineur und der Mörder sind allein.

Rudolph ist nicht mehr gereizt, sondern ruhig, bekümmert, ernst; er will eine feierliche und furchtbare That vollbringen.

Der Doctor sitzt nachdenkend da.

Der Chourineur fühlt eine gewisse Angst und Scheu; er kann sein Auge von dem Auge Rudolphs nicht abwenden.

Der Schulmeister ist todtenbleich, — er fürchtet sich. —

Eine legale Verhaftung wäre für ihn vielleicht minder furchtbar gewesen; vor einem gewöhnlichen Gerichte würde ihn seine Keckheit nicht verlassen haben; hier aber überrascht und erschreckt ihn Alles; er ist in der Gewalt Rudolphs, den er für einen Handwerker hielt, der ihn verrathen oder in der Stunde des Verbrechens den Muth verlieren könnte, und den er diesem Mißtrauen sowie der Hoffnung, den Gewinn vom Diebstahle allein zu haben, hatte opfern wollen.

Jetzt kam ihm Rudolph schrecklich und imponirend vor wie die Gerechtigkeit.

Draußen herrscht die tiefste Stille. Man hört nur das Plätschern des Regens, der auf das Dach und von dem Dache auf das Pflaster fällt.

Rudolph wendet sich endlich mit den Worten an den Schulmeister:

„Du bist aus dem Bagno zu Rochefort, wo Du lebenslänglich bleiben solltest wegen Fälschung, Diebstahls und Mordes, entwichen und heißt Anselm Duresnel!"

„Falsch! Man beweise es mir!" sprach der Schulmeister mit unsicherer Stimme, indem er um sich herumblickte.

„Was?" fiel der Chourineur ein, „sind wir nicht miteinander in Rochefort gewesen?"

Rudolph winkte dem Chourineur, der schwieg.

Rudolph fuhr fort:

„Du bist Anselm Duresnel — und wirst es später gestehen; hast Du einen Viehhändler auf der Straße von Poissy beraubt und ermordet.“

Falsch!“

„Du wirst es später gestehen.“

Der Räuber sah Rudolph verwundert an.

„Vorige Nacht bist Du in dieses Haus eingedrungen, um zu stehlen, und hast den Besitzer ermordet.“

„Sie selbst haben mir diesen Diebstahl angetragen,“ antwortete der Schulmeister, der wieder Muth faßte; „man hat mich angegriffen, — ich vertheidigte mich.“

„Der Mann, den Du ermordet, hat Dich nicht angegriffen, — er war nicht bewaffnet. — Ich habe Dir den Diebstahl angetragen, allerdings, werde Dir aber auch sogleich sagen, aus welchem Zwecke; den Tag vorher, nachdem Du einen Mann und eine Frau in der Cité beraubt und ihnen dieses Taschenbuch hier abgenommen hattest, erbotest Du Dich gegen dieselben, für 1000 Francs mich zu ermorden.“

„Ich habe es gehört,“ sagte der Chourineur.

Der Schulmeister warf ihm einen Blick voll wilden Hasses zu.

Rudolph aber fuhr fort:

„Du brauchtest also von mir nicht erst zum Bösen verführt zu werden.“

„Sie sind nicht mein Richter, und ich werde Ihnen nicht mehr antworten.“

„Den Diebstahl habe ich Dir aus folgendem Grunde vorge=

schlagen. — Ich wußte, daß Du aus dem Bagno entwichen warst, und daß Du die Eltern eines unglücklichen Mädchens kennst, deren Unglück fast nur durch die Eule, Deine Mitschuldige, veranlaßt worden ist. — Ich wollte Dich durch einen Diebstahl, denn nur ein solcher kann Dich verführen, hierherlocken. — Warst Du einmal in meiner Gewalt, so sollte Dir es freistehen, entweder den Händen der Justiz übergeben zu werden, die Dich mit Deinem Köpfe für die Ermordung des Viehhändlers würde haben büßen lassen —"

„Falsch! Ich habe keinen Viehhändler ermordet."

„Oder Dich durch meine Vermittelung aus Frankreich an einen Ort ewiger Einsamkeit bringen zu lassen, wenn Du einwilligtest, mir die Nachweisung zu geben, die ich suchte. Du warst lebenslänglich verurtheilt und entflohen. — Indem ich mich Deiner bemächtigte und Dir es unmöglich machte weiter zu schaden, leistete ich der Gesellschaft einen Dienst, während ich durch Deine Geständnisse vielleicht Mittel fand, einen armen Mädchen, das eher unglücklich als schlecht ist, wieder eine Familie zu geben. Das war ursprünglich mein Plan; gesetzlich war er nicht, aber Du standest wegen Deiner Flucht aus dem Bagno und wegen Deiner neuen Verbrechen außerhalb des Gesetzes. — Gestern habe ich zufällig Deinen wahren Namen erfahren."

„Er ist falsch; ich heiße nicht Duresnel."

Rudolph nahm von dem Tische die Halskette der Eule, zeigte dem Schulmeister den kleinen heiligen Geist von Lapis Lazuli und sagte mit drohender Stimme:

„Heiligthumsschänder, Du hast diese heilige Reliquie einem ehrlosen Geschöpfe gegeben und sie dadurch entweiht; dreimal hei-

lich sollte sie Dir sein, denn Dein Sohn hatte die fromme Gabe von seiner Mutter und seiner Großmutter."

Der Schulmeister ließ, betäubt durch diese Entdeckung den Kopf sinken und antwortete nicht.

„Gestern erfuhr ich, daß Du Deinen Sohn vor funfzehn Jahren seiner Mutter geraubt hast nnd daß Du allein weißt, wo er lebt. Diese neue Schandthat war ein Beweggrund mehr für mich, mich Deiner zu versichern, — abgesehen von dem, was mich persönlich angeht und was ich nicht räche. — Diese Nacht hast Du noch einmal Blut vergossen, ohne gereizt worden zu sein. Der Mann, den Du ermordet hast, kam vertrauungsvoll zu Dir und ahnte Deinen Blutdurst nicht. Er fragte Dich, was Du wolltest, „Dein Geld und Dein Leben," gabst Du zur Antwort und stießest mit dem Dolche nach ihm."

„So erzählte Murph den Hergang, als ich ihn zuerst verband." sagte der Doctor.

„Es ist falsch. Er hat gelogen."

„Murph lügt niemals," antwortete Rudolph ruhig. — „Deine Verbrechen verlangen eine entsprechende Strafe. Du bist bewaffnet in diesen Garten eingedrungen, Du hast einen Mann ermordet, um ihn zu bestehlen. — Du hast noch einen andern Mord begangen — Du wirst hier sterben, — Aus Mitleid mit Deiner Frau und Deinem Sohne wird man Dir die Schande des Schaffots ersparen. — Man wird sagen, Du wärest bei einem Anfalle mit bewaffneter Hand umgekommen. — Bereite Dich zum Tode; — die Gewehre sind geladen."

Die Züge Rudolphs sprachen unversöhnlichen Haß aus.

Der Schulmeister hatte in einem Vorzimmer zwei Männer stehen sehen. — Sein Name war bekannt! er glaubte es, daß

man ihn tödten wolle, um ihn im Schatten seiner letzten Verbrechen zu begraben und seiner Familie neue Schande zu ersparen. Er war, wie es seines Gleichen alle sind, eben so feig wie roh. Er zitterte krampfhaft, da er glaubte, seine Stunde sei gekommen; seine Lippen wurden weiß, und er rief „Gnade!“

„Für Dich giebt es keine Gnade,“ antwortete Rudolph. „Wenn man Dir hier keine Kugel durch den Kopf jagt, erwartet Dich das Blutgerüst.“

„Das Schaffot ist mir lieber. — Ich lebe dann doch wenigstens noch zwei bis drei Monate. — Was schadet Ihnen dies? werde ich endlich doch gestraft! — Gnade! Gnade!“

„Aber Deine Frau, — Dein Sohn? — Sie führen Deinen Namen.“

„Mein Name ist schon entehrt. Gnade! Gnade! und wenn ich nur noch acht Tage leben soll.“

„Nicht einmal die Mißachtung des Lebens, die man bisweilen bei großen Verbrechern findet!“ sprach Rudolph mit Verachtung.

„Und übrigens verbietet das Gesetz, sich selbst Recht zu schaffen,“ fiel der Schulmeister keck ein.

„Das Gesetz!“ entgegnete Rudolph; — „das Gesetz! Du wagst das Gesetz anzurufen, nachdem Du seit zwanzig Jahren Dich offen und mit bewaffneter Hand gegen die Gesellschaft aufgelehnt hast?“

Der Räuber ließ den Kopf sinken, ohne zu antworten; dann sagte er im demüthigsten Tone:

„Lassen Sie mich wenigstens leben! Aus Barmherzigkeit!“

„Wirst Du mir sagen, wo Dein Sohn ist?“

„Ja — ja — ich will Alles sagen, was ich von ihm weiß.“

„Willst Du mir die Eltern des jungen Mädchens nennen, die in ihrer Kindheit von der Eule gemartert worden ist?“

„Dort, in meiner Brieftasche befinden sich Papiere, die Sie auf die Spur bringen werden — Ihre Mutter scheint eine vornehme Dame zu sein.“

„Wo ist Dein Sohn?“

„Werden Sie mich leben lassen?“

„Zuerst gestehe.“

„Wenn Sie es wissen, werden Sie —“, sagte der Schulmeister zögernd.

„Du hast ihn ermordet!“

„Nein, — nein, ich habe ihn einem meiner Mitschuldigen übergeben, der, als ich verhaftet wurde, entkam.“

„Was hat er aus ihm gemacht?“

„Er hat ihn erzogen und ihm die nöthigen Kenntnisse beigebracht, um ihn in ein Geschäft zu bringen, damit er uns behülflich sein könne und — Aber das Uebrige werde ich nicht sagen, wenn Sie mir nicht versprechen, mich nicht umbringen zu lassen.“

„Bedingungen, Elender?“

„Nein, nein, aber Erbarmen! Lassen Sie mich nur wegen des Verbrechens von heute verhaften, und sprechen Sie von dem Andern nicht. — Lassen Sie mir die Möglichkeit, meinen Kopf zu retten —“

„Du willst also leben?“

„Ach ja, ja. Wer weiß? — man kann nicht vorhersehen, was geschieht —,“ sagte der Räuber unwillkürlich.

Er dachte an die Möglichkeit, nochmals zu entkommen.

„Du willst um jeden Preis leben?“

„Ja, leben — und wäre es an der Kette — nur einen Monat, nur acht Tage. — Lassen Sie mich nicht gleich sterben!“

„Gestehe alle Deine Verbrechen, und Du sollst leben.“

„Ich soll leben? Ist es wahr? — ich soll leben.“

„Aus Mitleiden mit Deiner Frau und Deinem Sohne will ich Dir einen guten Rath geben; stirb heute, stirb —“

„Ach nein, nein —; nehmen Sie Ihr Versprechen nicht zurück; — lassen Sie mich leben. — Die entsetzlichste, die furchtbarste Existenz ist nichts gegen den Tod. —“

„Du willst es?“

„Ja, ja —“

„Du willst es?“

„Ja, und ich werde mich nie beklagen.“

„Was hast Du mit Deinem Sohne gemacht?“

„Der Freund, von dem ich sprach, hatte ihn die Kunst des Buchhaltens gelehrt, um ihn in ein Banquiergeschäft zu bringen, damit er uns über gewisse Dinge — Nachweisungen geben könnte. — Wir waren darüber einig geworden. Von Rochefort aus, während ich meine Flucht vorbereitete, leitete ich den Plan dieser Unternehmung; wir correspondirten in Chiffern.“

„Dieser Mensch erregt mir Grauen,“ sprach Rudolph schaudernd vor sich hin; „es giebt Verbrechen, von denen ich keine Ahnung hatte. — Gestehe, — gestehe, warum wolltest Du Deinen Sohn in ein Banquiergeschäft bringen?“

„Damit — Sie verstehen schon — damit er, während er mit uns im Einverständniß war, ohne es zu scheinen, dem Banquier Vertrauen einflöße und uns behülflich sei —“

„Ach Gott! Sein Sohn — sein eigener Sohn!“ rief Rudolph, indem er die Hände über das Gesicht schlug.

„Es handelte sich nur um Fälschung!" fuhr der Räuber fort, „und als mein Sohn erfuhr, was man von ihm erwartete, wurde er unwillig. — Nach einem heftigen Auftritte mit dem Manne, der ihn erzogen hatte — zu unsern Zwecken, verschwand er. Es wird anderthalb Jahr her sein. — Wir wissen nicht, was seitdem aus ihm geworden ist. — In meiner Brieftasche werden Sie die Schritte angedeutet finden, welche mein Freund versuchte, um ihn wieder ausfindig zu machen, damit er uns nicht verrathe; in Paris aber hat man seine Spur verloren. Seine letzte Wohnung war in Nr. 14 in der Rue du Temple, und er hatte sich Franz Germain genannt. Die Adresse befindet sich auch in meiner Brieftasche. — Sie sehen, — ich habe Alles gesagt, — Alles. Halten Sie nun Ihr Versprechen und lassen Sie mich nur wegen des Diebstahls von gestern Abend verhaften."

„Und der Viehhändler von Poissy?"

„Das kann unmöglich herauskommen; es giebt keine Beweise. — Ihnen kann ich es wohl gestehen, um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen; vor dem Richter würde ich läugnen —"

„Du gestehst also den Mord?"

„Ich war in Noth und wußte nicht, wovon ich leben sollte. Die Eule rieth es mir. — Jetzt bereue ich es, — wie Sie sehen —, weil ich es gestehe. Wenn Sie so gütig sein wollten, mich der Justiz nicht auszuliefern, würde ich Ihnen mein Ehrenwort geben, mich zu bessern."

„Du sollst leben, und ich werde Dich der Justiz nicht ausliefern."

„Sie verzeihen mir also?" rief der Schulmeister und wagte kaum seinen Ohren zu trauen; „Sie verzeihen mir?"

„Ich richte und — ich strafe Dich," entgegnete Rudolph mit

schrecklicher Stimme. — „Der Justiz werde ich Dich nicht ausliefern, weil Du dann in das Bagno oder auf das Schaffot kommen würdest, und das darf nicht sein, nein, das darf nicht sein! — In das Bagno? — damit Du noch einmal durch Deine Körperkraft und Deine Schlechtigkeit die andern Verbrecher beherrschtest? — noch einmal Deine Sucht nach brutaler Unterdrückung befriedigtest? — damit Du von Allen gefürchtet würdest? — denn auch das Verbrechen hat seinen Stolz, und Du weidest Dich an Deiner seltenen Schlechtigkeit. In das Bagno? — nein, nein! Dein Eisenkörper trotzt den Arbeiten wie dem Stocke der Zuchtmeister. Und dann — die Ketten können zerbrochen, die Mauern durchwühlt, die Wälle überstiegen werden. Du würdest früher oder später nochmals entweichen, von Neuem über die Gesellschaft herfallen wie ein wüthendes wildes Thier und Deinen Weg durch Raub und Mord bezeichnen; denn vor Deiner Herculesstärke und Deinem Messer ist nichts sicher. Das darf nicht sein, nein, das darf nicht sein. Was aber soll geschehen, um die Gesellschaft vor Deiner Wuth zu schützen, da Du im Bagno die Kette zerbrechen würdest? — Soll ich Dich dem Henker überliefern?"

„Sie wollen also meinen Tod?" fiel der Räuber ein; „Sie wollen meinen Tod?"

„Den Tod? Hoffe ihn nicht —! Du bist so feig, Du fürchtest den Tod so sehr, daß Du nie an seine Nähe glauben würdest. — Du würdest bei Deinem Eifer, mit dem Du Dich an das Leben anklammerst, bei Deiner hartnäckigen Hoffnung, der Todesangst entgehen. Diese Hoffnung würde Dir den sündentilgenden Schauder vor der Todesstrafe verhüllen; Du würdest nicht eher an den Tod glauben, bis die Hand des Henkers Dich gefaßt

hätte. Und dann würde man den Manen Deiner Opfer nur eine unempfindliche Fleischmasse darbringen. — Das darf nicht sein; Du würdest bis zur letzten Minute glauben, Dich noch retten zu können. — Nein, wenn Du nicht bereuest, darfst Du in diesem Leben nicht mehr hoffen."

„Was habe ich diesem Manne gethan? Wer ist er? Was will er von mir? Wer bin ich?" rief der Schulmeister fast wahnsinnig.

Rudolph aber fuhr fort;

„Wenn Du dagegen keck dem Tode trotztest, dürfte Dich die Todesstrafe auch nicht treffen. — Das Schaffot wäre dann für Dich ein blutiges Gerüst, auf dem Du wie so viele Andere Deine Rohheit zur Schau trügest, oder, unbekümmert um ein elendes Leben, Deine Seele durch eine Gotteslästerung verdammtest. — Das darf auch nicht sein! Es ist nicht gut, wenn das Volk den Verurtheilten mit dem Fallbeile oder Schwerte scherzen, dem Henker trotzend und höhnend den göttlichen Funken aushauchen sieht, den der Schöpfer in uns gelegt hat. — Das Heil einer Seele ist etwas Großes und Heiliges. Jedes Verbrechen ist abzubüßen, hat der Heiland gesagt, aber nur wenn der Verbrecher aufrichtig Buße thun und bereuen will. Von dem Gerichtssaale bis zum Schaffot ist der Weg zu kurz — Du darfst also so nicht sterben."

Der Schulmeister war wie vernichtet. — Zum erstenmale in seinem Leben fürchtete er etwas mehr als den Tod. Diese unklare Furcht war entsetzlich.

Der schwarze Arzt und der Chourineur sahen Rudolph in der ängstlichsten Spannung an; sie hörten schaudernd seine Worte, die schneidend und unbarmherzig waren wie der Stahl eines Beiles; das Herz wurde ihnen zusammengeschnürt.

Rudolph fuhr fort:

„Anselm Duresnel, Du wirst nicht in das Bagno kommen —, Du wirst nicht sterben —"

„Aber was wollen Sie von mir? — Schickt Sie die Hölle?"

„Höre mich an —," sprach Rudolph, indem er aufstand und ein drohend-feierliches Wesen annahm. „Du hast verbrecherisch Deine Kraft gemißbraucht, — ich werde Deine Kraft lähmen. — Die Stärksten zitterten vor Dir, — Du wirst nun vor den Schwächsten zittern. — Mörder! Du hast Geschöpfe Gottes in die ewige Nacht gestürzt, — das Dunkel der Ewigkeit wird für Dich schon in diesem Leben beginnen — heute — in dieser Stunde —. Deine Strafe wird Deinem Verbrechen gleich sein. — Aber," setzte Rudolph mit einem gewissen schmerzlichen Mitleiden hinzu, — „diese entsetzliche Strafe wird Dir wenigstens den unbegrenzten Horizont der Reue lassen. — Ich würde ein so großer Verbrecher sein wie Du, wenn ich dadurch, daß ich Dich strafte, nur eine Rache befriedigte, so gerecht sie auch sein mag. — Deine Strafe soll, weit entfernt, unfruchtbar zu sein wie der Tod, vielmehr fruchtbar sein; statt Dich auf ewig zu verdammen, kann sie Deine Seele erretten. — Wenn ich Dir, um Dir es unmöglich zu machen, ferner zu schaden, für immer alle Herrlichkeiten der Schöpfung entziehe, — wenn ich Dich in eine undurchdringliche Nacht stürze, — in der Du allein sein wirst, allein, mit der Erinnerung an Deine Missethaten, so geschieht es, damit Du unaufhörlich ihre Gräßlichkeit betrachten mögest. Ja Du wirst, für immer von der Außenwelt geschieden, gezwungen sein, unablässig in Dich zu blikken, und dann wird, hoffe ich, Deine eiserne Stirne noch einmal mit Schaamröthe sich bedecken, — Deine verstockte Seele durch die Reue sich erweichen. — Jedes Deiner Worte ist eine Gotteslästе-

rung, — jedes Deiner Worte wird ein Gebet sein. — Du bist kühn und grausam, weil Du stark bist; Du wirst sanft und demüthig werden, weil Du schwach sein wirst. — Dein Herz ist der Reue verschlossen, — eines Tages wirst Du Deine Opfer beweinen. — Du hast den Verstand entwürdiget, den Gott in Dich gelegt, Du hast ihn erniedrigt zu einem Raub- und Mordinstinct; aus einem Menschen hast Du Dich zu einem wilden Thiere gemacht, — eines Tages wird sich Dein Geist durch die Reue wieder stärken und durch die Buße wieder aufrichten. — Du hast selbst das nicht geachtet, was die wilden Thiere achten, — ihr Weibchen und ihre Jungen; — nach einem langen, der Buße für Deine Verbrechen gewidmeten Leben wird Dein letztes Gebet Gott anflehen, Dir das unverhoffte und unverdiente Glück zu gewähren, zwischen Deiner Frau und Deinem Sohne zu sterben —"

Die Stimme Rudolphs war bei den letzten Worten sehr weich geworden.

Der Schulmeister fühlte fast gar keine Furcht mehr; er glaubte, Rudolph habe ihn nur erschrecken wollen, bevor er ihm diese moralische Vorlesung hielt. Durch den weichen Ton des Richters fast berrhiget, sagte der Räuber mit rohem Lachen:

„Ja! ja! Wollen wir hier das Räthsel lösen? Oder sind wir in der Schule?"

Der Schwarze sah Rudolph besorgt an; er erwartete einen furchtbaren Zornausbruch. Aber nein, der junge Mann schüttelte nur mit unbeschreiblicher Wehmuth das Haupt und sagte zu dem Doctor:

„David, gehen Sie an's Werk, und möge Gott mich allein strafen, wenn ich irre."

Er verbarg sein Gesicht mit beiden Händen.

Bei den Worten: „David, gehen Sie an's Werk!" — klingelte der Neger.

Zwei schwarzgekleidete Männer traten ein, und der Doctor zeigte auf ein Nebenzimmer.

Die beiden Männer rollten dahin den Stuhl, auf welchem der Schulmeister so gefesselt war, daß er sich nicht rühren konnte. Der Kopf war ihm durch ein Tuch, das den Hals und die Schultern faßte, an die Lehne gebunden.

„Bindet die Stirn mit einem Tuche an den Stuhl, und ein anderes steckt ihm in den Mund," sagte David, ohne in das Zimmer zu treten.

„Sie wollen mich jetzt ermorden? — Gnade! Gnade!" rief der Schulmeister; „Gnade! —"

Dann hörte man nur noch ein Gemurmel.

Die beiden Männer erschienen wieder. — Der Doctor winkte, und sie gingen hinaus.

„Gnädigster Herr?" sagte der Schwarze zum letztenmale fragend zu Rudolph.

„An's Werk!" — antwortete Rudolph, ohne seine Stellung zu verändern.

David ging langsam in das Nebenzimmer.

„Herr Rudolph," sagte der Chourineur, der ganz blaß geworden war und dessen Stimme zitterte, — „ich fürchte mich — Herr Rudolph, reden Sie mit mir, — ich fürchte mich —; träume ich? Was thut der Schwarze dem Schulmeister? — Herr Rudolph, man hört nichts, — und deshalb fürchte ich mich noch mehr —"

David kam jetzt aus dem Zimmer wieder heraus; er war bleich — wie es die Neger sind. Seine Lippen sahen weiß aus.

Er klingelte.

Die beiden Männer erschienen wieder.

„Rollt den Stuhl wieder herein!"

Man brachte den Schulmeister auf dem Stuhle wieder aus dem Nebenzimmer herein.

„Nehmt ihm den Knebel aus dem Munde."

Es geschah.

„Sie wollen mich also foltern?" rief der Schulmeister mehr im Zorn als im Schmerz. — „Warum haben Sie mir so an den Augen herumgestochen? — Sie haben mir wehgethan. — Wollen Sie mich im Dunkeln noch mehr martern, da Sie hie wie dort drinnen die Lichter ausgelöscht haben?"

Es herrschte einen Augenblick grauenvolle Stille.

„Du bist blind —," sagte endlich David mit bewegter Stimme.

„Das ist nicht wahr, — das ist nicht möglich! — Sie haben es — absichtlich finster gemacht —," sprach der Räuber, der sich anstrengte, sich loszumachen.

„Nehmt ihm die Fesseln ab! — Er mag aufstehen —, er mag gehen," sagte Rudolph.

Die beiden Männer nahmen dem Schulmeister die Fesseln ab.

Er sprang rasch auf, that einen Schritt, während er die Hände vor sich streckte, und sank dann, die Arme gen Himmel erhoben, von neuem auf den Stuhl.

„David, geben Sie ihm diese Brieftasche," sagte Rudolph.

Der Neger legte eine kleine Brieftasche in die zitternden Hände des Schulmeisters.

„In dieser Brieftasche befindet sich so viel Geld, daß Du Dir bis an das Ende Deines Lebens in irgend einem einsamen

Orte Obdach und Unterhalt sichern kannst. — Jetzt bist Du frei — geh — und bereue! — Gott ist barmherzig."

„Blind!" wiederholte der Schulmeister, indem er maschinenmäßig die Brieftasche in der Hand hielt.

„Man öffnete die Thüre geräuschvoll.

„Blind! — blind! — blind!" wiederholte der Räuber. — „Mein Gott, — mein Gott! — es ist also wahr?"

„Du bist frei, — Du hast Geld — geh!"

„Ich, — ich kann nicht gehen. — Wie soll ich es anfangen? — ich sehe ja nicht mehr!" rief er in der Verzweiflung. — „Es ist ein schreckliches Verbrechen, seine Kraft so zu mißbrauchen, um —"

„Es ist ein Verbrechen, seine Kraft zu mißbrauchen!" wiederholte Rudolph, indem er ihn mit feierlicher Stimme unterbrach — „Und Du? wozu hast Du Deine Kraft gebraucht?"

„Ach, der Tod! Ja — ich hätte den Tod vorgezogen!" rief der Schulmeister. — „So Jedermann auf Gnade und Ungnade überlassen zu sein —, Alles fürchten zu müssen! — Ein Kind könnte mich jetzt schlagen. — Was soll ich thun? — Mein Gott! mein Gott! was soll ich thun? —"

„Du hast Geld —"

„Man wird mir es stehlen —," sagte der Räuber.

„Man wird Dir es stehlen! — Hörst Du diese Worte —, die Du mit Angst aussprichst, der Du gestohlen hast? — Geh! — geh!"

„Um der Barmherzigkeit Gottes willen," sagte der Schulmeister mit flehentlicher Geberde, — „lassen Sie mich von Jemanden führen! — Wie soll ich über die Straße kommen? —

Ach — tödten Sie mich! tödten Sie mich, — ich flehe Sie an, tödten Sie mich!"

„Nein, — Du wirst einst Reue fühlen. —"

„Nie, nie, werde ich bereuen!" rief der Schulmeister in Wuth. — „Ich werde mich rächen —' ich werde mich rächen!"

Zähneknirschend, mit geballten, drohenden Fäusten sprang er von dem Stuhle auf.

Bei dem ersten Schritte stolperte er.

„Nein — nein, — ich werde es nicht können, — und doch so stark zu sein! Ach, wie bin ich zu beklagen! Niemand hat Mitleid mit mir, Niemand."

Und er weinte.

Das Entsetzen, der Schauder des Chourineurs während dieser gräßlichen Scene ist nicht zu beschreiben, auf seinem rohen Gesichte sprach sich Mitleid aus. Er trat zu Rudolph und sagte leise zu ihm:

„Herr Rudolph, — er hat es vielleicht verdient, er war ein großer Bösewicht — er wollte auch mich ermorden, — aber jetzt ist er blind, er weint. — Sehen Sie, Donnerwetter! — das thut mir weh. — Er weiß nicht, wie er fortkommen soll — Auf der Straße kann er umgefahren werden. — Soll ich ihn irgend wohin führen wo er wenigstens ruhig sein kann?"

„Ja —" sagte Rudolph, den dieser Edelmuth rührte und der die Hand des Chourineurs drückte —, „ja — geh!"

Der Chourineur trat zu dem Schulmeister und legte ihm die Hand auf die Achsel.

Der Räuber zuckte.

„Wer rührt mich an?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Ich."

„Wer bist Du?“

„Der Chourineur.“

„Du willst Dich auch an mir rächen, nicht wahr?“

„Du weißt nicht, wie Du hinauskommen sollst —, da, nimm meinen Arm, — ich will Dich führen.“

„Du? — Du?“

„Ja, — Du dauerst mich jetzt; komm!“

„Du willst mich in eine Falle locken.“

„Du weißt, daß ich nicht schlecht bin, — ich werde Dein Unglück nicht mißbrauchen. — Komm — laß uns gehen, — es wird Tag.“

Es wird Tag! — Ach, ich werde es nicht mehr sehen, wenn es Tag wird —!“ rief der Schulmeister.

Rudolph konnte den Auftritt nicht länger mitansehen; — er ging mit David rasch in ein anderes Zimmer und winkte den beiden Dienern, sich zu entfernen.

Der Chourineur und der Schulmeister blieben allein.

„Ist es wahr, daß Geld in der Brieftasche ist, die man mir gegeben hat?“ fragte der Räuber nach einer langen Pause.

„Ja —, ich habe selbst fünftausend Francs hineingelegt. — Damit kannst Du Dich irgendwo in Pension geben, — irgendwo, — auf dem Lande, für den Rest Deines Lebens. — Oder soll ich Dich zur Wirthin des „Weißen Kaninchens“ führen?“

„Nein! — Sie würde mich bestehlen.“

„Zu Roth-Arm?“

„Der würde mich vergiften, um mich zu bestehlen.“

„Wohin aber soll ich Dich führen?“

„Ich weiß es nicht. — Du, Chourineur, bist kein Dieb ge-

wesen —, verstecke mir meine Brieftasche da in meinem Jäckchen, damit sie die Eule nicht sieht; sie würde mich plündern. —"

„Die Eule? Die ist in das Hospital gebracht; sie hat einen Denkzettel von mir erhalten, als ich mich in der Nacht gegen Euch Beide wehrte —"

„Aber was soll aus mir werden? Mein Gott, was soll aus mir werden — mit dem Schwarzen Schleier immer vor mir? — Und wenn ich auf diesem Schwarzen Schleier die bleichen, todten Gesichter Derer sähe —"

Er schauderte und sagte mit dumpfer Stimme zu dem Chourineur:

„Ist der Mann — vom vorigen Abend — todt?"

„Nein."

„Desto besser!"

Der Räuber schwieg wieder eine Zeitlang; mit einemmale fuhr er dann wüthend auf:

„Du, Du, Chourineur, bist an allem Schuld! — Kamst Du nicht, so hätte ich den Mann kalt gemacht und das Geld erhalten. — Wenn ich blind bin, so ist es Deine Schuld, ja, es ist Deine Schuld!"

„Denke nicht mehr daran, — es thut Dir nicht gut. — Kommst Du, ja oder nein? — Ich bin müde — ich will schlafen — morgen muß ich an mein Geschäft. — Ich will Dich noch führen, wohin Du willst; dann lege ich mich nieder."

„Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll. — In meine Wohnung? — ich wage es nicht, — ich müßte sagen —"

„Höre mich an. Willst Du ein paar Tage bei mir bleiben? — Vielleicht mache ich brave Leute ausfindig, die nicht wissen, wer Du bist, und Dich als einen Gebrechlichen aufnehmen. — Ich

kenne einen Mann, dessen Mutter in Saint=Mandé wohnt, — eine rechtschaffene Frau, die aber kein Glück hat. — Vielleicht könnte sie Dich aufnehmen. — Kommst Du nun, ja oder nein?"

„Dir kann man trauen, Chourineur. — Ich fürchte mich nicht, zu Dir zu gehen — mit meinem Gelde; — Du — hast niemals gestohlen, — Du bist nicht schlecht, — Du bist brav —"

„Schon gut, schon gut!"

„Ich danke Dir für das, was Du für mich thun willst, Chourineur. — Du bist ohne Haß und Groll —" sagte der Räuber demüthig, „Du bist besser als ich."

„Donnerwetter! Das glaub' ich auch — Herr Rudolph hat gesagt, ich hätte ein braves Herz. —"

„Wer ist dieser Mann? — Nein, er ist kein Mensch," sprach der Schulmeister mit verdoppelter Wuth, „er ist ein Henker, — ein Ungeheuer! —"

Der Chourineur zuckte die Achseln und sagte;

„Wollen wir gehen?"

„Wir gehen zu Dir, Chourineur, nicht wahr?"

„Ja."

„Du grollst mir nicht wegen dieser Nacht? Du schwörst es mir, nicht wahr?

„Ja· —"

„Und Du weißt es gewiß, daß — der Mann nicht todt ist?"

„Ich weiß es gewiß."

„So ist es doch Einer weniger," sprach der Räuber mit dumpfer Stimme vor sich hin.

Dann stützte er sich auf den Arm des Chourineurs und verließ das Haus in der Wittwen=Allee.

XXII.

Ile-Adam.

Ein Monat war vergangen seit den Ereignissen, die wir geschildert haben. Wir führen den Leser nun in die kleine Stadt Ile-Adam, die reizend am Ufer der Oise am Rande eines Waldes liegt.

In kleinen Städten werden die geringfügigsten Umstände wichtige Ereignisse. Deshalb zerbrachen sich denn auch die Müßiggänger von Ile-Adam, welche an diesem Morgen auf dem Kirchhofe umhergingen, die Köpfe, wann wohl der Käufer des schönsten Metzgergeschäftes in der Stadt ankommen würde, das seit Kurzem die Wittwe Dumont, der es gehörte, abgetreten hatte.

Der Käufer war ohne Zweifel ein reicher Mann, denn er hatte das Verkaufslocal glänzend malen und decoriren lassen. Seit drei Wochen waren die Arbeiter Tag und Nacht beschäftigt gewesen; vor der ganzen Länge der Oeffnung der Auslage hin zog sich ein Bronzegitter mit Vergoldungen, das sie schloß und doch die Luft durchstreichen ließ. An jeder Seite des Gitters standen große Säulen, die zwei große Stierköpfe mit vergoldeten

Hörnern trugen und das Gesims stützten, an welchem die Firma angebracht werden sollte. Der übrige Theil des einstöckigen Hauses war steinfarbig angestrichen worden, und die Laden hatten eine hellgraue Farbe erhalten. Die Arbeiten waren beendigt bis auf die Firma, welche die Müßiggänger mit Ungeduld erwarteten, um den Namen des Nachfolgers der Wittwe zu erfahren.

Endlich brachten die Arbeiter die Firma, und die Neugierigen konnten in großen goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde lesen: Francoeur, Metzger.

Die Neugierde der Müßiggänger von Ile=Adam war dadurch nur zum Theil befriedigt. Wer war dieser Francoeur? Einer, den die Neugierde am meisten plagte, ging zu dem Metzgergesellen, einem breitschulterigen, kräftigen jungen Manne mit heiterm, offenem Gesichte, der an der Auslage beschäftigt war und auf die Frage nach seinem Meister Francoeur antwortete, er kenne denselben noch nicht, da er das Geschäft durch einen Agenten habe kaufen lassen. Er, der Geselle, zweifele aber nicht, daß sein Meister Alles aufbieten würde, um sich die Kundschaft der Herren von Ile=Adam zu verdienen.

Dieses kleine, auf herzliche und einnehmende Weise ausgesprochene Compliment und die vortreffliche Einrichtung des Metzgerladens stimmten die Müßiggänger zu Gunsten des Herrn Francour; mehrere versprachen dem Gesellen auf der Stelle ihre Kundschaft.

An der Seite nach der Kirche zu hatte das Haus eine Einfahrt.

Zwei Stunden nach der Eröffnung des Ladens fuhr ein ganz neuer Korbwagen mit einem kräftigen Pferde in das Haus. Zwei Männer stiegen aus dem Wagen, Murph nämlich, der völlig wie=

derhergestellt war, ob er gleich noch sehr blaß aussah, und der Chourineur.

Auf die Gefahr hin, etwas ganz Gewöhnliches zu sagen, müssen wir bemerken, daß der Anzug so einflußreich ist, daß der Mann, welcher sich in den niedrigsten Wirthshäusern in der Cité herumgetrieben hatte, in dem anständigen Anzuge, den er jetzt trug, fast nicht wieder zu erkennen war. In seinem Gesichte war eine gleiche Veränderung vorgegangen; der Chourineur hatte mit seinen Lumpen sein rohes, wildes Aussehen abgelegt. Wer ihn so, die beiden Hände in die Taschen des langen, warmen, braunen Rockes gesteckt, das glatt rasirte Kinn von einem weißen Halstuche mit gestickten Zipfeln verhüllt, gesehen, hätte ihn für den unschuldigsten Mann von der Welt halten müssen.

Murph band die Zügel des Pferdes an einen in der Mauer befestigten eisernen Ring und winkte dem Chourineur, ihm zu folgen. Sie traten in eine hübsche Stube mit Nußbaum-Meubles ein, die sich hinter dem Laden befand und deren Fenster auf den Hof gingen, auf welchem das Pferd ungeduldig scharrte. Murph schien da zu Hause zu sein, denn er öffnete einen Schrank, nahm eine Flasche Branntwein heraus und sagte zu dem Chourineur:

„Es ist kalt diesen Morgen; ist Ihnen ein Glas Branntwein gefällig?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Murph, so werde ich — nicht trinken."

„Sie schlagen das Gläschen aus?"

„Ja, — ich bin so zufrieden, und die Freude, wissen Sie, wärmt. — Wenn ich sage, zufrieden —"

„Nun?"

„Gestern holten Sie mich ab, als ich auf dem Floßhofe tüch-

tig arbeitete, um mich zu erwärmen. — Ich hatte Sie seit der Nacht nicht wieder gesehen, in welcher jener Schwarze mit den weißen Haaren den Schulmeister geblendet. Donnerwetter! es ging mir zu Herzen. — Und Herr Rudolph, welches Gesicht! — und er sieht sonst gutmüthig aus wie ein Kind. — Damals fürchtete ich mich vor ihm."

„Nun?"

„Sie sagten da zu mir: „Guten Tag, Chourineur!" — Guten Tag, Herr Murph, antwortete ich — Sie sind also wieder auf? — Desto besser, Donnerwetter! Desto besser. — Und Herr Rudolph? — „Er mußte einige Tage nach dem Vorfalle in dem Hause in der Wittwen-Allee abreisen. Er hat Sie vergessen," sagten Sie. — Wenn mich Herr Rudolph vergessen hat, antwortete ich, sollte mir es sehr leid thun, Herr Murph, wahrhaftig."

„Ich wollte damit sagen, lieber Mann, daß er vergessen habe, Sie für Ihre Dienste zu belohnen; daran denken wird er immer."

„Diese Worte heiterten mich dann auch sogleich wieder auf, Herr Murph. Donnerwetter! — ich, ich werde ihn nie vergessen — er sagte mir, ich habe ein braves Herz und Ehre im Leibe, und das ist genug —"

„Leider ist er abgereist, ohne Befehl Ihretwegen zu hinterlassen, und ich für meinen Theil habe nichts, als was mir der gnädigste Herr giebt; ich kann das, was ich Ihnen schuldig bin, nicht so vergelten, wie ich es wohl wünschte."

„Gehen Sie, Herr Murph, Sie spaßen."

„Warum kamen Sie aber auch nach jener schrecklichen Nacht nicht wieder in das Haus? Der gnädigste Herr würde nicht abgereist sein, ohne an Sie zu denken —"

„Herr Rudolph hat mich nicht rufen lassen, und ich glaubte, er brauche mich nicht mehr —"

„Sie mußten doch denken, daß er Sie wenigstens brauche, um Ihnen zu danken —"

„Da Sie mir gesagt haben, Herr Rudolph habe mich nicht vergessen, Herr Murph —"

„Sprechen wir nicht mehr davon. — Ich habe viel Mühe gehabt, Sie wieder ausfindig zu machen. — Sie besuchen die Wirthin zum weißen Kaninchen nicht mehr?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich habe so meine Gedanken, — sie sind vielleicht albern —"

„Sie sagten vorhin: ich bin so zufrieden —"

„Richtig, Herr Murph. Gestern, als ich mich bei meiner Arbeit einfand, sagten Sie zu mir: „Ich bin nicht reich, aber ich kann Ihnen doch einen Platz geben, wo Sie sich besser befinden werden als hier und wo Sie täglich vier Francs verdienen können." Vier Francs täglich! Es lebe die Charte! Ich konnte es nicht glauben. Sie wiederholten es aber und sagten nun, ich dürfe dann nicht mehr zerlumpt gehen, weil sonst die Leute, zu denen Sie mich führen wollten, erschrecken würden. Als ich Ihnen sagte, ich hätte kein Geld, um mich besser zu kleiden, forderten Sie mich auf, mit Ihnen zu gehen. Ich that es. Sie gingen in einen Kleiderladen, und ich wählte mir das Beste aus. Sie erboten sich, mir das nöthige Geld vorzuschießen, und nach einer Viertelstunde war ich herausstaffirt wie ein Bürger und Meister. Dann bestellten Sie mich auf heute früh an das Thor St. Denis; ich fand Sie da mit Ihrem Wagen, und nun sind wir hier."

„Bedauern Sie etwas dabei?"

„Ich sage nur, man darf sich nicht verwöhnen. Jetzt wird mir es schon schwer werden, meine Lumpen wieder anzuziehen, und ich wollte auch lieber immer auf meinem schlechten Strohsacke liegen, als ein paar Nächte in einem guten Bette zu schlafen und dann wieder auf den Strohsack zu kommen. Ich bin nun einmal so."

„Sie haben nicht Unrecht; aber es ist doch noch besser, immer in einem guten Bett zu schlafen."

„Gewiß; es ist besser, satt Brod zu haben als zu hungern. — Also ein Metzger wohnt hier?" sagte der Chourineur, als er den Gesellen hacken hörte und ein Ochsenviertel auf der Auslage liegen sah.

„Ja, das Haus gehört einem meiner Freunde. Wollen Sie sich umsehen, während das Pferd etwas verschnaubt?"

„Ja, sehr gern; es wird mich an meine Jugend erinnern, nur daß in Montfaucon blos alte Mähren geschlachtet wurden. Wenn ich mir ein Geschäft, ein Gewerbe wählen sollte, würde ich mich für das eines Metzgers erklären. — So auf einem guten Klepper herumzureiten und auf den Jahrmärkten Vieh zu kaufen, dann an seinen Heerd zurückzukommen, sich zu wärmen, wenn man friert, sich zu trocknen, wenn man naß ist, seine Hausfrau da zu finden, eine gute, dicke, frische und aufgeräumte Mutter, mit einem Häufchen Kinder, welche die Taschen durchsuchen, um zu sehen, ob man ihnen nichts mitgebracht hat — und dann gleich, im Schlachthause, einen Ochsen an den Hörnern zu fassen, besonders wenn er böse ist, Donnerwetter! ihn an den Ring zu binden, niederzuschlagen, zu zerlegen — das wäre meine Sache, wie die Nachtigall Gerstenzucker zu essen wünschte, als sie klein war. — Bei dem armen Mädchen fällt mir ein, Herr Murph, daß ich gleich dachte, Herr Rudolph würde sie von der Wirthin wegge-

nommen haben, da ich sie dort nicht mehr sah. — Sehen Sie, das ist eine gute Handlung, Herr Murph. Das arme Mädchen! Sie wollte nicht schlecht sein. So jung! — Später —, die Gewohnheit —, kurz, Herr Rudolph hat recht gethan."

„Ich bin da ganz Ihrer Meinung. — Aber wollen wir das Haus besehen, während unser Pferd verschnaubt?"

Der Chourineur und Murph traten in den Laden ein; dann gingen sie in den Stall, wo sich drei prächtige Ochsen und etwa zwanzig Schafe befanden; darauf in den Pferdestall, in die Wagenremise, in das Schlachthaus, auf den Boden und überall in dem Hause umher, das höchst reinlich gehalten war und überall vom Wohlstande zeugte.

Als sie Alles gesehen hatten bis auf die obere Etage, sagte Murph:

„Sie werden gestehen, daß mein Freund ein glücklicher Mann ist. Dieses Haus und diese Vorräthe sind sein Eigenthum nebst tausend baaren Thalern für das Geschäft; dabei ist er erst achtunddreißig Jahre alt, stark wie ein Stier, besitzt eine eiserne Gesundheit und Liebe zu seinem Stande. Der brave Geselle, den Sie unten gesehen haben, vertritt seine Stelle vollkommen, wenn er auf einen Jahrmarkt gereist ist, um Vieh einzukaufen. — Ist mein Freund nicht ein glücklicher Mann?"

„Ja wohl, Herr Murph! Aber es giebt nun einmal Glückliche und Unglückliche. — Wenn ich bedenke, daß ich vier Francs täglich verdienen soll, während Viele nur die Hälfte und noch weniger verdienen —"

„Wollen Sie auch den übrigen Theil des Hauses sehen?"

„Recht gern, Herr Murph."

„Der Mann, der Sie beschäftigen will, ist gerade da."

„Der Mann, der mir Arbeit geben will?“

„Ja.“

„Warum haben Sie mir das nicht eher gesagt?“

„Ich werde es Ihnen später erklären —“

„Einen Augenblick,“ sagte der Chourineur mit trauriger und verlegener Miene, indem er Murph an dem Arme zurückhielt; „hören Sie; ich muß Ihnen etwas sagen, — was Herr Rudolph Ihnen vielleicht nicht gesagt hat, was ich aber dem Manne, der mir Arbeit geben will, nicht verschweigen darf, weil, wenn es ihm zuwider ist, er es besser jetzt als später erfährt.“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine —“

„Nun?“

„Daß ich im Bagno war,“ sagte der Chourineur halb leise.

„Ach!“ entgegnete Murph.

„Aber ich habe Niemandem etwas genommen,“ fuhr der Chourineur fort, „und ich würde lieber verhungern als stehlen. — Freilich that ich etwas Schlimmeres als stehlen,“ setzte er mit gesenktem Haupte hinzu, „ich mordete — aus Zorn. — Die Leute wollen keinen ehemaligen Sträfling zu sich nehmen; und sie haben Recht, denn im Bagno werden keine Tugendpreise ausgetheilt. — Das hinderte mich auch immer, anderswo Arbeit zu finden als an den Floßplätzen, denn ich sagte immer, wenn ich kam und Arbeit suchte — so und so: wollen Sie mich oder wollen Sie mich nicht? Es ist mir lieber, wenn ich gleich abgewiesen werde, als wenn es später herauskommt. — Auch dem Manne da werde ich reinen Wein einschenken. Sie kennen ihn; wenn er mich deshalb abweisen sollte, so ersparen Sie mir lieber die Worte und sagen mir es sogleich, und ich kehre um.“

„Kommen Sie nur mit mir," antwortete Murph.

Der Chourineur folgte Murph, und sie gingen eine Treppe hinauf. Oben wurde eine Thüre aufgemacht und sie befanden sich vor Rudolph.

„Mein guter Murph — laß uns allein," sagte er.

Gedruckt bei Wilhelm Moeser in Berlin.

R. Z.
8° LA
Süe
1)

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène, / Diezmann, August, / Hosemann, Theodor,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 1. Band

Berlin 1843

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4831 -1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258611-9